

A 56500 (168) 1

Weihnachtsgruß der Universität Gießen

an ihre Studenten
❖ im Felde ❖



Gießen 1917

v. Münchow'sche Hof- u. Universitäts-Druckerei Otto Kindt Wwe.

UB GIESSEN



11 766 773

A 56500 BD168

T 11 766 773

BUCH-NR. 11.766.773



10
'17

15. FEB. 1978

04 R. 3

11. Sep. 1990





Weihnachtsgrüße.

Liebe Kommilitonen!

Unsere Ludwigs-Universität sendet Ihnen allen, die Sie im Felde stehen, in diesem kleinen Weihnachtsheft einen herzlichen Weihnachtsgruß. Litteris et armis, ad utrumque parati. Nach diesem unserem Wahlspruch leben wir jetzt alle im Dienste des Vaterlandes, ob wir dem Frontheere oder dem Heimatheere angehören. Viele von uns heute in der Heimat Tätigen waren mit Ihnen oder vor Ihnen auch draußen. So wissen wir wohl, was es heißt, draußen Weihnachten und Neujahr feiern. Was man draußen ungern entbehrt, sind ja nicht „die guten Tage“ um Weihnachten. Auch trauert unser Herz nicht so sehr um die Anzahl der Kerzen am Weihnachtsbaum, deren wir draußen wie daheim 1917 nicht so viele anzünden, wie in Friedenszeiten. Was Sie aber draußen entbehren müssen, sind liebe Hände, die Sie in diesen Tagen nicht fassen, und liebe Augen, die Sie in diesen Tagen nicht schauen können. Allein die treue Kameradschaft kann uns am Weihnachtstage die Liebe ersetzen, die uns sonst umgab. Auf diese treue Kameradschaft, liebe Kommilitonen, können Sie aber auch bei dem Heimatheer rechnen. Wir danken Ihnen für alle Mühsal und Entbehrungen, wir trauern mit Ihnen um jeden lieben heimgegangenen Kameraden. Wir sehen aber auch freudig mit Ihnen in unseren glänzenden Erfolgen in Italien die Saat des Friedens und einer schönen Zukunft Deutschlands keimen. Wir sind mit unseren Gedanken auch am Weihnachts- und Neujahrstage in treuer Kameradschaft bei Ihnen, und wir wünschen mit Ihnen bald den Tag zu erleben, an dem wir diese Kameradschaft Hand in Hand und Auge in Auge in unserer Aula bei der Friedensfeier erneuern können.

Ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr wünsche ich Ihnen allen im Namen der Ludoviciana.

Dr. Paul Gisevius
Rektor der Landes-Universität.

Liebe Kommilitonen!

Nun geht es schon ins vierte Jahr, daß wir Euch draußen wissen. Als wäre es gestern, so steht uns der Tag vor der Seele, an dem das eine Wort Krieg uns Alle durchzuckte. Über drei Jahre sind seitdem vergangen. Von denen, die im Sommer 1914 unsere Hörsäle füllten, hat so mancher sein junges Leben lassen müssen. So mancher ist wund und siech aus diesem entsetzlichsten aller Kriege heimgekehrt. Und Ihr da draußen, Ihr harrt aus in Frost und Schnee, bei Sturm und Regen, in Trommelfeuer und Schanzarbeit. Mit Euren Leibern deckt Ihr uns und Euer Vaterland. Und unsere Dankeschuld wächst täglich und stündlich. Wenn Jemand Opfer bringt in diesem Krieg, so seid Ihr es, ist es unsere deutsche Jugend.

Aber bringt Ihr nur Opfer? Ich meine: Ihr, denen ein gütiges Geschick es vergönnt wird, die Heimat wiederzuschauen, habt Ihr wirklich nur Opfer gebracht? Bringt Ihr nicht auch Gewinste heim? Seid Ihr nicht reich geworden an äußerem und innerem Erleben? So reich, so stark sind die Eindrücke, daß Euer junges Leben sie kaum zu fassen vermag. Und mit diesen Eindrücken, diesen Erfahrungen, diesen Erlebnissen, sollt Ihr herantreten an die gewaltigen Aufgaben, die Eurer harren. Denn Ihr seid ja unsere Hoffnung, Ihr sollt das Salz der deutschen Erde werden. Ob Ihr da draußen als einfache Musketiere im Schützengraben liegt oder schweren Arbeitsdienst verrichtet, ob Ihr als Unteroffiziere oder Leutnants Befehle aussteilt oder empfangt: Offiziere seid Ihr alle, sollt Ihr sein, Ihr deutschen Akademiker, das kommende Geschlecht bedarf Eurer Führung. So gilt es, solchen hohen Ziels sich würdig zu erweisen.

Wie könnt Ihr das? Wenn erst der Friede geschlossen sein wird, so wird unser Los uns nicht als reife Frucht zufallen. Harte, angestrengte Arbeit werden wir daran setzen müssen, Ihr zumal. Ihr seid reifer und älter geworden im Laufe weniger Jahre, als Ihr es sonst in dreifach langer Frist geworden wäret. Daß Ihr noch wieder lernen, noch einmal die Bänke drücken sollt, das mag Euch schwer eingehen. Ich denke auch nicht daran, Euch zum Weihnachtsfest diesen unerbaulichen Gedanken auszumalen. Die bittere Notwendig-

keit erkennt Ihr ja doch nicht. Mein ernstes Wort soll anderen Dingen gelten. Ich möchte Euch nehmen, als hättet Ihr die Hindernisse schon passiert, als hätten sich die Pforten der Hörsäle und der aus guten Gründen schlecht beleumdeten „kleinen Aula“ hinter Euch geschlossen, als stündet Ihr in freigewähltem Beruf, in Amt und Würden. Das Können will ich als selbstverständlich voraussetzen. Vom Geiste will ich reden, in dem Ihr an Eure Aufgaben herantreten sollt.

Ihr werdet, so Gott will, in einem neuen, weiten, freien Vaterlande wirken, das, nicht zuletzt durch Euer Verdienst, mächtig dasteht im Chor der Völker, gewillt und imstande, sich in den Dienst Leben und Segen spendender Kräfte zu stellen. Wie oft haben wir es gelesen und haben es beim Lesen mitgesprochen, daß unser Volk kein Herrenvolk, sondern ein Führervolk sein soll und will. Was nun von unserem Volk im Verhältnis zu anderen Völkern gilt, das soll auch von Euch gelten im Verhältnis zu Eurem eigenen, zu unserem Volk. Ihr sollt keine Herren sein, sondern Führer. Mit unerbittlichem Ernst soll es vor Eurer Seele stehen: Tut ab alles, was von Herrenwesen in Euch ist, reißt es aus mit Stumpf und Stiel, durchschaut es in seiner Blöße, in welch gleichnerischem Gewande es Euch nahen mag. So vertrauensvoll unser Volk aufschaut zu seinen Führern, so sehr haßt es die Herren. Und das gerade ist ja Gottes Segen an Euch gewesen in dieser harten, großen Zeit, daß Ihr da draußen mit dem Volk zusammen waret, daß Ihr Freud und Leid, Mühe und Arbeit, Scherz und Erholung mit ihm teilen, daß Ihr in seine Seele schauen durftet. Unter allen Erkenntnissen, die wir brauchen im neuen deutschen Vaterland, scheint mir diese die wichtigste: Was hülfte es dem Deutschen, wenn er die ganze Welt gewönne und könnte den Zugang nicht finden zum eigenen Volk?!

Das walte Gott. Und schenke Euch eine Weihenacht voll inneren Segens, voll stolzer Hoffnung auf Sieg und Frieden, und voll Dankbarkeit.

D. Dr. Gustav Krüger
Dekan der Theologischen Fakultät.



Liebe Kommilitonen!

In ernster, schwerer Zeit sendet die Juristische Fakultät Ihnen ins Feld einen herzlichen Heimatgruß. Dankbar denken wir an Sie, die heute noch mit der Gewalt der Waffen unser Recht, Leben und Ehre, Haus und Hof im Vaterland schützen, und an alle, die schon in so großer Schar Gesundheit, Blut und Leben für unser Reich geopfert haben.

Wenn wir an die Zukunft denken, die wir Hochschullehrer mit in erster Linie vorbereiten sollen, empfinden wir, daß der Krieg nicht nutzlos für unsere Entwicklung gewesen sein darf. Wir müssen uns besinnen, was er für unser Recht uns lehrt.

Nichts kann uns deutlicher die Wahrheit, Größe und Gewalt der Gemeinschaft lehren, der ersten Grundlage des Rechts; wir erleben sie stündlich in uns und mit andern. Nichts lehrt uns klarer die Bedeutung der Organisation und der freiwilligen Unterordnung unter das Ganze, die uns unsere Stärke und Überlegenheit sichern. Wohl nie ist die Bedeutung des einzelnen gegenüber der Allgemeinheit stärker hervorgetreten. Wir Deutsche fühlen auch im Herzen die Wahrheit des alten Satzes „Recht muß doch Recht bleiben“, des Gedankens, daß das Recht das Wahre ist, daß in ihm unsere Kraft liegt. Wir dürfen hoffnungsfroh in die Zukunft schauen, in der wir gerade wegen der Gerechtigkeit unserer Sache und unserer Ehrlichkeit, die wir so oft Gutmütigkeit schelten, machtvoll dastehen.

Dafür zu kämpfen, ist wahrlich groß!

Wir empfinden die Notwendigkeit, daß das Recht den Kulturverhältnissen und den Auffassungen der Zeit gerecht wird. Wir wissen, daß wir an der Entwicklung des Rechts emsig gearbeitet haben, aber wir fühlen jetzt klar, daß wir noch nicht erreicht haben, was uns nützt, daß wir unsere Einrichtungen noch viel mehr der moralischen, politischen und wirtschaftlichen Entwicklung und den Eigenarten unserer Nationalität anpassen müssen. Wir müssen viel Kleinliches Wesen aufgeben; wir müssen im besten Sinne des Wortes volkstümlich denken und unser Recht auf gegenseitiges Vertrauen gründen. Das wird keine kleine Aufgabe für uns sein, aber mit unserer bisherigen Rechtsbildung und unserem Streben fühlen wir uns ihr gewachsen, wenn es auch dem einzelnen schwer ist, die Verhältnisse richtig zu erkennen. Es bedarf nur des festen Willens, — ohne ihn gibt es keine guten Juristen.

Freilich möchte mancher verzagen, wenn er sieht, wie draußen Unverstand, Selbstsucht und Habgier, Haß und Neid und rohe Gewalt — die Gegner des Rechts — herrschen, und wie auch bei uns soviel Kleinheit und Selbstsucht sich zeigen. Aber das sind Schwächen der Menschen, die immer dasein werden. Wir wissen jetzt, wie mächtig sie noch sind, wie groß unsere Aufgabe noch ist. Bei ihr muß der Jurist in vorderster Linie stehen. Er kann nach seiner Bildung die staatlichen und menschlichen Verhältnisse und Kräfte und unsere Entwicklung überschauen; er kennt die Bedeutung der inneren Unterordnung des einzelnen unter das Ganze und die Wohltat der allgemeinen Ordnung mit am besten.

Kommilitonen! Große Aufgaben harren unser aller! Sie bringen dazu neue Kräfte mit herein, da Sie fest im Charakter, den Ernst der Zeit voll erkennend, den Kampf gegen das Schlechte nicht scheuend, ruhig die Verhältnisse erwägend, hoffnungsfroh und mit stillem, pflichterfüllendem Idealismus heimkehren zur einfachen, oft drückenden Tagesarbeit. Beleben Sie damit die Daheimgebliebenen; wir wollen von Ihnen darin lernen, unsere Erfahrungen mit Ihnen austauschen und mit Ihnen zusammen für unser Vaterland arbeiten. Dann werden wir stark sein in dem Gedanken, daß das Recht in unserem Staat und im Völkerleben immer obenansteht.

Dr. Wolfgang Mittermaier
i. B. des Dekans der Juristischen Fakultät.

Liebe Kommilitonen!

Schon drei Jahre sind seit den denkwürdigen Augusttagen des Jahres 1914 dahingebraust, und immer noch fehlt das stark pulsierende Leben in den Hörsälen, Instituten und Kliniken. Verwaist sind viele Assistentenstellen, und schwerer Ernst lastet auf der Arbeit der Daheimgebliebenen. So gerne sie auch von ihnen geleistet wird, — wissen wir doch, wie ungleich Schwereres und wie Furchtbares vom Heere im Kampfe gegen die tückischen Feinde und die Unbilden der Natur ertragen werden muß, — so innig wünschen wir die Rückkehr der lieben Mitarbeiter und Kommilitonen herbei, und hoffen, daß ein siegreicher Abschluß des gewaltigen Völkerringens uns in den Stand setzen wird, mit frischem Mute an die Ausbesserung der Schäden des Krieges zu gehen und an unserem Teile zu immer herrlicherer und immer schönerer Blüte des größeren Vaterlandes beizutragen.

Hat unser Schwert aber auch gezeigt, daß es in den langen Friedensjahren nicht stumpf geworden, und haben, die es führen, auch bewiesen, daß die Tugenden und Kräfte der Ahnen in ihnen leben, und herrlicher vielleicht, als je ein Geschlecht zuvor, sich in unerhörten Gefahren und Nöten bewährt — mit unseren Waffenerfolgen allein ist es nicht getan. Es gilt auch, die Köpfe und Herzen des Volkes zusammenzufassen zu einmütigem Siegeswillen, sich nicht verblenden zu lassen von hochtönenden Schlagworten wie Demokratie, Völkerverbrüderung, Abrüstung. Neid und Haß haben uns überfallen, weil sie glaubten, in grauser Umklammerung mit Übermacht uns überwinden zu können. Wenn es gleißnerisch über den Kanal und den Ozean von neuem Völkerrecht herüberschallt, so wollen wir uns stets vor Augen halten, daß es kein selbstsüchtigeres, brutaleres und von jedem Bedenken in Verfolgung seiner herrschsüchtigen Ziele freieres Volk gibt, als die Angelsachsen, daß die Baralongmörder, die Peiniger von Dahomey, die unmenschlichen Mädchen-schänder und Rindermörder von Ostpreußen dem deutschen Michel Gift ins Ohr träufeln wollen, um ihn, den sie mit Waffengewalt trotz aller Übermacht nicht besiegen können, durch inneren Hader und weltfremde Vertrauensseligkeit zu Fall zu bringen.

Ihr, liebe Kommilitonen, die Ihr zu den Jüngern der Naturwissenschaften gehört, könnt aus der Beobachtung der Natur leicht die Richtschnur für die richtige Stellungnahme zu dem gewaltigen Ringen unseres Volkes finden. Denn gewaltige Naturkräfte sind es, die in dem Ringen der Völker aneinanderprallen, die sich der Volkskraft nur bedienen zur Erreichung ihrer Ziele. Ein Ringen zwischen Gott und Teufel, wie es Luther nennen würde.

In der Entwicklungsgeschichte sehen wir immer höhere Formen der Entwicklung die niedriger stehenden verdrängen. Vererbung und Anpassung bringen immer neue Arten hervor, die sich nur im Kampfe gegen die vorhandenen durchsetzen und als die Höherstehenden und Lebensfähigeren erweisen können. Bittere Kämpfe verdrängen das Minderwertige und vernichten es schließlich.

Aber auch im bestehenden Leben sehen wir überall Kämpfe. Tier- und Pflanzenwelt, ja selbst die anorganische Natur sind erfüllt von oft stillen, darum nicht weniger erbitterten Kämpfen. Selbst jedes Einzelleben muß sich im Kampfe durchsetzen unter Vernichtung anderer: Leben heißt töten.

Der uns aufgezwungene Krieg ist nichts anderes als der bittere Kampf der Minderwertigen gegen den Höherstehenden. Mit stolzem Herzen dürfen wir es erkennen, deutsche Leistungen, deutsche Überlegenheit auf fast allen Gebieten menschlicher Tätigkeit, und nicht zuletzt in unserer Wissenschaft, haben das bestorganisierte Staatswesen der Welt, Deutschland, zum Gegenstand des Hasses und des Neides gemacht. Nun wollen sie, die uns in unseren Leistungen nicht erreichen, geschweige denn überflügeln können, uns durch Gewalt vernichten.

Und nie in absehbarer Zeit kann der Kampf zwischen den Völkern aufhören. Kein Völkerrecht, kein erträumter Völkerbund kann das verhindern. Wer das Völkerrecht wahren will, muß die Macht haben, es zu schützen. Wer sich nicht wehrt, muß erliegen. Der Stärkere setzt sich an seinen Platz. Natur- und Menschheitsgeschichte lehren das Gleiche: stets muß Kampf sein, der die Vorbedingung der Entwicklung zu höheren Stufen ist. —

Warum ich Euch so herbe Lehren zu Weihnachten schreibe? Weil Ihr nie mehr ein frohes Weihnachten nach rechter deutscher Art feiern könnt, wenn nicht unser Volk sich geschlossen zu männlicher, kraftvoller Gesinnung durchringt, weil alle unsere Siege, wenn sie uns nicht vermehrte Macht und Ersatz für die Kriegsschäden

bringen, uns nicht retten können vor dem Erliegen unter der erdrückenden Last der Kriegskosten und der kommenden Not.

Noch aber lebt der alte Gott, der unser Volk bewahren wird vor dem Untergang, wenn nur jeder Einzelne willig sein Selbst voll einsetzt für Ausbarren und Sieg. Gott war so unneutral, uns einen Hindenburg und Ludendorff zu beschenken. In dieser deutscher Männer Namen und Art liegt unser Heil. Nicht bloß um unser selbst willen, auch um das Heil der Menschheit wird gestritten, die mit unserer Niederlage verarmen müßte.

Dank, heißen Dank Euch, die Ihr mitstreitet für Deutschlands Heil und Ehre, die Ihr helft, die Mauer zu verstärken, die unser geliebtes Vaterland schirmt vor dem Einbruch der feindlichen Horden, die Ihr darum die Ehre und der Stolz unserer alma mater Ludoviciana seid.

Möge unser Wunsch Euch das Weihnachtsfest im Kriegsgetümmel als ein Gruß der Heimat ein wenig verschönen! Möge übers Jahr der Weihnachtsbaum für Euch am heimischen Herde aufgestellt sein und sein Kerzenschimmer in ein wieder befriedetes, in glücklicher Entwicklung begriffenes, siegreiches Deutschland hinausleuchten!

Dr. Erich Spitz
Vekan der Medizinischen Fakultät.



Liebe Kommilitonen!

Die Veterinärmedizinische Fakultät gedenkt zur vierten Kriegs-Weihnacht mit Stolz und Dankbarkeit ihrer zahlreichen Kommilitonen, die mit der Waffe in der Hand und in anstrengender Berufsarbeit dem Deutschen Vaterlande Treue beweisen. Als wir uns am Schlusse des Sommersemesters 1914 trennten, froh der verdienten Ferienfreiheit, ahnte wohl keiner von uns, daß Ihre „großen Ferien“ diesmal lange Jahre dauern sollten. Inzwischen hat Sie der gewaltige Krieg mit seinem monumentalen Erleben weit hinweg getragen von den größeren und kleineren Sorgen und Freuden der Studienzeit. Und dennoch haben Sie die alte Musenstadt nicht vergessen. Es ist der Fakultät eine herzliche Freude gewesen, aus brieflichen Äußerungen vieler Kommilitonen die Sehnsucht nach wissenschaftlicher Betätigung zu erkennen. Möge das neue Jahr diese Sehnsucht befriedigen und uns wieder zu geistiger Arbeit zusammenführen. In diesem Sinne sendet die Fakultät Ihnen allen die herzlichsten Weihnachtsgrüße.

Dr. Wilhelm Pfeiffer
 Dekan der Veterinärmedizinischen Fakultät.

Liebe Kommilitonen!

Denen von Euch, die Infanteristen sind, wird wohl bekannt sein, daß unter den Märschen, die unsre Pfeifer zum Trommelschlage hören lassen, außer den altbekannten auch einer ist, der den Namen trägt: Björneborgarnes Marsch. Die wenigsten aber werden wissen, was es damit für eine Bewandtnis hat. Vielleicht ist es daher manchem nicht unwillkommen, etwas darüber zu erfahren.

Der Marsch versetzt uns zurück in die Jahre 1808—1809, in die Zeit des Krieges, der Schweden Finnland kostete. Kein Krieg hat einen Sänger gefunden wie dieser. In seinen „Erzählungen des Fährichs Stahl“ hat der finnische Dichter Runeberg (1804—1877) in schwedischer Sprache die Heldentaten des kleinen aber unvergleichlich tapferen finnischen Heeres dichterisch verklärt, indem er in Gedichten, deren jedes eine Perle ist, einzelne Ereignisse und Persönlichkeiten aus dem Kriege schilderte. Schade, daß diese Gedichtsammlung, die in der Weltliteratur nicht ihres Gleichen hat, bei uns so wenig bekannt ist, weil von den zahlreichen deutschen Übersetzungen keine auch nur von ferne an die Kraft und Schönheit der schwedischen Dichtung heranreicht.

Kein finnischer Truppenteil wird nun in der Geschichte jenes Krieges so oft und mit solchen Ehren genannt, wie die zweite finnische oder Björneborgische Brigade, die aus dem Städtchen Björneborg am Bottnischen Meerbusen und aus der Umgebung ausgehoben war. Auch in Runebergs Gedichten tritt gerade diese Brigade besonders glänzend hervor. Ihrem Marsche, denn der ist es, um den es sich handelt, hat er sogar ein eignes Gedicht gewidmet, das nach dem Rhythmus des Marsches gebildet, in jedem Finnen vaterländische Begeisterung hervorruft und das auch im Herzen jedes deutschen Lesers Wiederhall finden muß.

Wem aber hat es die Björneborgische Brigade zu verdanken, daß sie Taten vollbracht hat, die sie würdig gemacht haben, daß ihr Name sogar in unserem deutschen Heere lebendig erhalten wird? Das ist ihr damaliger Führer, General v. Döbeln (1758—1819), wohl die merkwürdigste Persönlichkeit, die jener Krieg aufzuweisen hat. Es würde sich lohnen, ein Bild seines Lebens zu zeichnen; hier aber muß ich mich mit der Anführung einiger Züge daraus begnügen.

Als junger Mann war v. Döbeln Offizier in französischen Diensten und focht mit Auszeichnung unter dem Grafen La Marck in Indien bei einem von diesem angeworbenen deutschen Infanterieregimente. Über einen in Indien gefallenen Kameraden, der in der Schlacht bei Goudelour eine Stellung bis zum Äußersten verteidigt hatte, schreibt er:

„Seine vornehmste Eigenschaft war, daß er die wahre und vollkommene Tapferkeit besaß; in seinem Dienste nämlich war er im Stande, ohne Zeugen zu tun, was ein anderer nur vor den Augen der ganzen Welt getan haben würde.“

Mir scheint, daß es nicht möglich ist, das Wesen der wahren Tapferkeit treffender zu bezeichnen.

Als Gustav III. 1788 mit Rußland in Krieg geriet, stellte sich Döbeln seinem Vaterlande zur Verfügung. In dem Gefechte bei Porrosalmi am 13. Juni 1789 wurde er durch eine Gewehrkugel zwischen den Augen verwundet und geriet in russische Gefangenschaft. Zwei Jahre später wurde in Stockholm die Wunde gründlich operiert und der Stirnknochen trepaniert; zwei Operationen waren erforderlich: die zweite, die 23 Minuten dauerte, verfolgte er mit der Uhr in der Hand und mit Hülfe eines Taschenspiegels. Seitdem trug er immer eine schwarze Binde um die Stirn, und später in dem Kriege von 1808—1809 hieß es dann: „Ja, wenn die schwarze Binde dabei ist, dann geht es schon“.

Den glänzendsten Beweis dafür, wie seine Persönlichkeit im Stande war, den gesunkenen Mut seiner Soldaten zu heben und eine anscheinend verzweifelte Lage zu retten, lieferte er am 13. September 1808 bei Juutas. Er war erkrankt und mußte fern von seiner Truppe das Bett hüten. Da trafen Nachrichten ein, daß seine Brigade schwer bedrängt war; wurde sie geschlagen, so war dem ganzen finnischen Heere der Rückzug abgeschnitten. Kummer und Sorge über die Lage der Dinge ließen ihm keine Ruhe. Noch fieberkrank machte er sich auf und traf seine Brigade in dem traurigsten Zustande, ganz ermattet, in Lumpen, barfuß, durch Entbehrungen und Anstrengungen an Leib und Seele niedergedrückt und entmutigt. Als er erschien, kehrte gleich die Zuversicht wieder, die gelichteten Reihen schlossen sich, in unwiderstehlichem Angriffe warf die Brigade den Gegner über den Haufen und machte dem Hauptheere die Bahn für den Rückzug frei. Das ist der Tag von Juutas, Döbelns Tag: Runeberg hat ihn in unübertrefflicher Weise geschildert.

Nicht vergessen soll es Döbeln werden, daß er auch in dem Kriege von 1813 eine rühmliche, wenn auch nur kurze Rolle gespielt hat. Als Generalleutnant war er zeitweilig Oberbefehlshaber der schwedischen Truppen in Pommern und Mecklenburg. In dieser Eigenschaft schickte er Truppen gegen Davout zum Entsatze Hamburgs. Aber er hatte damit die erteilten Befehle überschritten. Bernadotte, der schwedische Kronprinz und Oberbefehlshaber der verbündeten Nordarmee, hatte höchstens eine Demonstration erlaubt. Als dieser im Mai eintraf, wurde Döbeln vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt, doch wurde die Strafe in ein Jahr Festungshaft verwandelt, und Döbeln behielt seinen Rang und die damit verbundenen Einkünfte und Würden.

Zum Schlusse möchte ich noch ein paar Worte aus der Ansprache anführen, mit der sich Döbeln im Herbst 1809 von den Resten des finnischen Heeres verabschiedete, lauter Leuten mit abgenutzten, zerlumpten Kleidern, abgezehrten Leibern, pulverbespritzten, schwarzbleichen Gesichtern, zerschossenen und verstümmelten Gliedmaßen:

„Finnen! Brüder! . . . Ihr kennt die vielfältigen Launen des Menschenherzens, seine Neigung, plötzlich Ziele zu wählen, die es niemals zu vergessen glaubt; aber kaum sind einige Wochen verflossen, so hat die Unbeständigkeit eine andere Wahl getroffen. Denn die Zeit verändert Alles — mit ihr vergift man Alles. Doch versichere ich Euch, und Ihr selbst werdet das finden, daß die Bande, die durch Kampf, Gefahren, Blut und Tod zwischen Kriegern geschlossen werden, sich niemals lösen. So seid Ihr und ich der gegenseitigen Liebe gewiß; denn Kriegerbrüderschaft dauert die ganze Lebenszeit aus.“

„Könnten diese Worte mit blutigen Tränen aus meinen Augen besiegelt werden, so sollten sie überströmen — und jeder Tropfen Euch meiner Achtung, — meiner Freundschaft versichern“.

Ihr, liebe Kommilitonen, die Ihr im Felde seid, werdet die Wahrheit dieser Worte über die im Kriege geschlossene Kameradschaft aus eigener Erfahrung bestätigen können. Möge Euch diese Kameradschaft all die schweren Stunden, die Euch noch bevorstehen, erleichtern; möge Euch aber vor allen Dingen bald vergönnt sein, siegreich heimzukehren und Euch wieder den friedlichen Beschäftigungen zu widmen, denen Euch der Krieg nun schon so lange entzogen hat.

Mit diesem Wunsche grüße ich Euch im Namen der Philosophischen Fakultät als deren derzeitiger Dekan.

Dr. Friedrich Engel
Dekan der Philosophischen Fakultät.

Sind wir vereint zur guten Stunde.

Nachdenkliches über ein altes Studentenlied.

In vaterländischer Studentenabend im Sommer 1916. Im Saal des Hotel „Schütz“ — er genügt unter den jetzigen Verhältnissen für eine Veranstaltung der ganzen Studentenschaft — sitzt die Jugend, die nicht oder noch nicht zur Fahne einberufen ist — die bunten Mützen haben sich wieder hervorgewagt — zwischen dem Zivil zahlreiche Feldgrau und manche der eifrigen Hörerinnen, die man heute in den Hörsälen findet. Der Rektor eröffnet die Versammlung in Vertretung des erkrankten Vorsitzenden des studentischen Ausschusses, und seine scharfe Stimme klingt gerade durch den Saal, als ich einträte: „Wir singen das erste Allgemeine, Seite 94: Sind wir vereint zur guten Stunde“. Ich finde schnell ein Plätzchen zwischen einem alten Herren und einem Feldgrauen, und schon spielt die Musik. Was ist es doch für ein Eigenes um unsere wundervollen alten Studentenlieder! Man singt sie immer wieder mit der Andacht und Inbrunst, wie den Choral in der Kirche. Könnte es etwas Schöneres geben in dieser Stunde, als dieses Lied unsres Arndt?

„Silentium für den ersten Vers!“ ruft der Rektor, und das Lied steigt, und während die jungen Stimmen kräftig ertönen, wandern meine Gedanken und vergleichen in den Stimmungen und den Bildern des Liedes das Einst und das Jetzt. Hundertundzwei Jahre sind es her, daß Ernst Moriz Arndt dieses Lied gedichtet hat. Die Sprache der Freiheitskriege, die hohen sittlichen Ideale und die stolze Begeisterung einer großen Zeit klingen uns machtvoll aus seinen Strophen entgegen. Wie ganz anders verstehen wir diese Sprache und diese Empfindungen heute als sonst in Friedenszeiten. Jede Zeile zwingt das Bild der großen Kämpfe unserer Zeit vor unsere Seele, jeder Gedanke weckt das stärkste Mitschwingen aller Fasern unseres Herzens, die schon so lange unter der gewaltigen Spannung gewaltigster Erlebnisse stehen. Ob wohl diese neue große Zeit auch einen solchen poetischen Niederschlag ihrer Gedanken und Empfindungen hervorbringen wird, wie jene Zeit vor hundert Jahren? Noch hat kein neues Lied die alten Lieder verdrängt. Seien wir dankbar für den Schatz an altem Gold, den wir besitzen und nur im Geiste umzuprägen brauchen.

„Wem soll der erste Dank erschallen? Dem Gott, der groß und wunderbar, aus langer Schande Nacht uns allen in Flammenglanz erschienen war.“ Wie hat er auch dieses Mal „unserer Feinde Trotz zerblizet und unsre Kraft uns schön erneut“! Und nun die dritte Strophe: „Des Vaterlandes Majestät, Verderben allen, die es höhnen, Glück dem, der mit ihm fällt und steht!“ Und die Bilder all der Gefallenen, der Jünglinge, die „um den hohen Tod geworden haben“, stehen vor der ergriffenen Seele.

Aber nun stockt der Gedanke. Können wir das Folgende auch noch singen? O du mein Deutschland! Wie sah dein Sänger dich in seinem hochfliegenden Idealismus durch die Weltgeschichte schreiten? „Es geh’ durch Tugenden bewundert, geliebt durch Redlichkeit und Recht, stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert, an Kraft und Ehren ungeschwächt.“ — Geliebt durch Redlichkeit und Recht?! — Ist das nicht der reine Hohn? Sind wir denn heute nicht das bestgehaßte Volk der Erde? Wer liebt uns denn? Wohin wir blicken, begegnen wir dem Haß, der aus dem Neid und aus der Furcht geboren ist. Selbst die, die mit uns gehen, achten uns wohl, achten uns vielleicht gewaltig, aber lieben —?! Geben wir es ruhig zu, wir haben uns in den letzten Jahrzehnten, seit wir ein einzig Volk geworden sind, um die Liebe unserer Nachbarn und Geschwister in der großen Völkerfamilie auch nicht sonderlich bemüht. Unsere Gaben und Kräfte haben wir brauchen lernen, und zu der inneren Freiheit haben wir uns die äußere Freiheit unserer Selbstbestimmung als Volk, die Ellbogenfreiheit für die Stellung unseres Volkes in der Welt errungen. Mit solchem Tun erwirbt man sich keine Liebe. Einen anderen Weg hat die Entwicklung des deutschen Volkes eingeschlagen, als ihn Arndt vor hundert Jahren träumte: nicht in das Reich der reinen Gedanken und der idealen Forderungen, sondern in die harten Kämpfe wirtschaftlicher Notwendigkeiten hinein. Aber wer möchte zweifeln, daß der alte Feuergeist an diesem andersartigen Aufschwung seines Volkes nicht mit der gleichen Begeisterung seiner glühenden Vaterlandsliebe teilgenommen haben würde? Wie steht er heute mitten im Waffentlirren unserer Zeit mit seiner gewaltigen Rede: „Die Freiheit! Deutscher Männer Weide! Um hellsten solls geklungen sein!“ Ist es nicht die gleiche Freiheit, um die auch heute der Kampf geht, der Kampf gegen fremde Anmaßung und Bedrückung? Ist es nicht die Freiheit, um die Arndt und seine Zeitgenossen gekämpft, und die sie nicht erstritten hatten, — um die heute noch einmal gekämpft wird und wahrlich — das

ist unser Wille und unsere Zuversicht — zum letzten Male gekämpft werden soll?

Und nach dem Lobgesang der Freiheit das Preislied der deutschen Treue. Aber wieviel zornmütiger als sonst klingt uns heute diese Strophe in den Ohren! Das stolze Wort: „Fürwahr, es muß die Welt vergehen, vergeht das feste Männerwort“ — ist es heute nicht auch der reine Hohn geworden? Nichts als Lug und Trug umgibt unser Vaterland, ein Wall von Heuchelei und Verleumdung, und die Welt — ? Sie ist nicht vergangen. Die Erde trägt auf ihrem breiten fühllosen Rücken Gutes und Schlechtes und bricht nicht zusammen, nicht unter dem einen und nicht unter dem anderen, und die Weltgeschichte geht hindurch, wie über Blut und Leichen, so durch Wortbruch und Lüge und Gemeinheit. Furchtbar fällt mit diesen Gedanken der grausame Ernst dieser Zeit auf unsere Seele. Aber mit dir, du treuer starker Arndt, singen wir: „Es lebe alte deutsche Treue, es lebe deutscher Glaube hoch“, und das Bild einer besseren Zeit steigt vor unseren Augen empor. Ach, sie liegt noch in weiter Ferne. Der nächste Friede bringt sie uns noch nicht. Denn aus den Saaten so blutigen Hasses können nicht die goldenen Früchte höchster Gesittung reifen. Aber sie kommt vielleicht einmal — vielleicht, wenn das deutsche Reich schon längst wieder vergangen ist —, denn Staaten sind sterblich, wie die Menschen, aber der Geist ist unsterblich; darum, wenn sie einmal kommt, wie wäre es denkbar, daß nicht deutscher Geist ihr Antlitz verklärte und deutsches Sittlichkeitsgefühl aus ihren klaren Augen strahlte. Dieser Glaube, den wir mit unserem Arndt im tiefsten Herzen tragen, ist das Glück dieser Stunde, ist „das Heil, das uns kein Teufel raubt“, und wenn der Teufel selbst ein Engländer wäre!

„Ein Schmollis den Sängern!“ ruft der Rektor, und „Fiduzit!“ erschallt es von allen Seiten.

Walter König.



Die Ludoviciana im Jahre 1917.

Wie ist es der Ludoviciana im Jahre 1917 ergangen? Ich gehe gewiß nicht fehl, wenn ich annehme, daß alle Empfänger unserer Weihnachtsgabe sich für diese Frage interessieren. Zwar hat manch einer unter den im Felde Stehenden gelegentlich eines Urlaubs einen Blick in die Räume der Universität geworfen; nicht wenige haben auch die Gelegenheit wahrgenommen, nach alter Weise einmal ein Kolleg zu hören. Aber ein ganzes Bild vom Leben der Universität in dieser Zeit haben sie sich doch kaum machen können. So mag denn eine kurze Schilderung die Fragen beantworten, die unsere Kämpfer im Felde etwa auf dem Herzen haben.

Das wichtigste ist dies: Die Universität lebt nach wie vor. Oft sind wir mit der Frage bestürmt worden, ob sie ihre Räume schließen werde. Besonders als das Gesetz über den Vaterländischen Hilfsdienst erlassen war, wollten sich die Besorgnisse in dieser Hinsicht nicht zur Ruhe geben. Hunderte unserer Kommilitonen stehen im Felde; wenn nun die letzten noch dem Hilfsdienst zuströmten, wie sollten Vorlesungen und Seminare ihre Besucher finden? Aber die Besorgnisse sind unbegründet gewesen. Die Behörden waren einsichtig genug, um der Universität die größere Zahl ihrer Lehrer zu belassen. Hörer aber fanden sich nach wie vor, ohne daß deshalb die patriotische Hilfsdienstpflicht vernachlässigt worden wäre. Die Militärbehörde erkannte selber an, daß dem Staat daran liegen müsse, in den Jahren nach dem Kriege Nachwuchs an Beamten zu bekommen. So gab sie die Parole aus, daß für die älteren Semester, die

nahe vor dem Examen stehen, Abschluß des Studiums wichtiger sei als Hilfsdienst. Andere Studierende sind selbstverständlich, soweit irgend möglich, in den Hilfsdienst eingetreten; aber es gelang ihnen in vielen Fällen, Hilfsdienst und Studium zu verbinden. Freilich, das kostet doppelte Arbeit. Da ist jetzt mehr als einer, der des Vormittags, vielleicht gar auch noch am frühen Nachmittag in einem der Dörfer in der Umgegend von Gießen des Amtes als Lehrer der Schule waltet, und der nachher in angestrengtem Fußmarsch oder mit der Bahn der alten Musenstadt zustrebt, um in den Abendstunden ein paar Vorlesungen zu hören und ein Seminar mitzumachen. Ferner gibt es Kommilitonen, die für den Hilfsdienst so wenig wie für den Waffendienst in Frage kommen, weil die Körperkraft weder für diesen noch für jenen ausreicht. Kriegsbeschädigte haben wir jetzt auch in Gießen in nicht ganz kleiner Zahl! Die studierenden Frauen endlich füllen manche Lücken, die sonst allzu klaffend hervorträten.

Klein bleibt trotz allem die Zahl unserer Hörer. Natürlich sind die Vorlesungen verschieden besucht. Es gibt solche, die auch jetzt noch keine ganz geringe Hörerzahl aufweisen. Da spielt eben der Unterschied der Fächer seine Rolle. Aber in vielen Auditorien sind die Bänke nur sehr schwach besetzt. Zahlen von zwei Hörern oder gar von einem sind keine Seltenheit. Die wenigen, die solche Vorlesung hören, habens nicht leicht. Sie müssen immer zur Stelle sein, wenn sie nicht den Dozenten im Stich lassen oder „den“ Mithörer in Verlegenheit bringen wollen. So entwickeln sie denn einen unheimlichen Fleiß. Erst recht gilt das von den Seminarbesuchern. Sie müssen immer vorbereitet sein, immer Rede und Antwort stehen. Hoffen wir, daß auch der Gewinn, den sie ziehen, doppelt so groß ist wie sonst!

Die Wirkung des Fleißes bleibt jedenfalls nicht unsichtbar. Auch im dritten Kriegsjahr sind an der Ludoviciana Examina gemacht worden. Und nicht einmal schlechte! Hier und da hat auch noch einer sich den Doktorhut geholt. Unter denen, die so ihre Studien zum Abschluß gebracht haben, sind auch Feldgraue gewesen. Es ist wahrhaftig keine leichte Sache, einen längeren Heimatsaufenthalt, der ja doch in der Regel nur durch Gesundheitsschädigung hervorgerufen ist, zur Auffrischung der Kenntnisse, zur Herstellung einer Examensarbeit und endlich zum nötigen Examen selber zu benutzen. Es ist ein sehr gutes Zeichen für die Kämpfer dort draußen, daß ihrer nicht

ganz wenige die nötige Energie dafür aufbringen. Vorgekommen ist es schon, daß uns eine Doktorarbeit zugegangen ist, die im Unterstand an der Front angefertigt war. Sie trägt vielleicht äußerlich die Spuren dieser Entstehung. Aber wer sieht jetzt auf's Äußere? Von anderen Kommilitonen weiß ich, daß sie die feste Absicht gehabt haben, Mußestunden, die der Dienst im Felde ihnen ließ, zu ähnlichen Zwecken zu verwenden. Aber es kam anders, als sie gedacht. Sie mußten das Vorhaben auf bessere Zeiten verschieben.

Kein Wunder, daß unter diesen Umständen für das, was man sonst studentisches Leben nannte, so gut wie keine Raum bleibt. Wohl tragen in der letzten Zeit einige wenige Verbindungen wieder ihre Farben; und sie versuchen, die Mitglieder, die sie gewonnen haben, zu einigem Gemeinschaftsleben zu vereinigen. Zu Kommersien bringen sie es selbstverständlich nicht. Sie wollten es auch gar nicht, selbst wenn sie es könnten. Während draußen der Lärm der Schlachten tobt, können wir hier nicht in der alten Weise fröhlich sein. Auch ein besonderes Hindernis steht der alten Weise studentischen Lebens im Wege. Das Bier, das uns in der Heimat jetzt noch verzapft wird, zu trinken, ist nämlich alles andere, als ein Genuß. (Ihr im Felde sollt es darin noch besser haben.) Man trinkt zuweilen ein Glas — im Gedenken an vergangene bessere Zeiten und in der Hoffnung auf kommende Zeiten. Aber, wenn möglich, läßt man es lieber bleiben. Weitauß die meisten Verbindungen kommen erst gar nicht in die Lage, sich zu überlegen, ob sie Rneipen abhalten sollen oder nicht. Sind überhaupt Aktive vorhanden, so ist die Zahl so gering, daß sich solches Vornehmen gar nicht lohnen würde. So bleibt man denn auf seiner Bude und hofft, daß es später wieder einmal anders werden wird.

Das studentische Leben ruht. Auch der „Engere Ausschuß der Studentenschaft“, der sonst in den Angelegenheiten der Ludoviciana vielfach ein Wort mitzusprechen hatte, ruht. Trotz mehrfacher Versuche sind die Wahlen für den Ausschuß am Beginn des Wintersemesters 1916/17 nicht zu stande gekommen. Auf den Wunsch der letzten Ferienvertreter übernahm der Engere Senat die Geschäfte des Ausschusses. Er führt sie bis heute. Möge der Tag bald kommen, da er sie wieder in die Hände der Kommilitonen zurückgeben kann!

Ich sagte vorhin: Man bleibt auf seiner Bude. Wir wollen hoffen, daß das allen Kommilitonen in diesem Wintersemester immer

möglich sein wird. Man kann im Winter sich auf seiner Bude nur wohl fühlen, wenn sie geheizt ist. Im Januar und Februar 1917 ist es nicht immer leicht gewesen, die nötigen Kohlen zu beschaffen. Für diesen Winter soll die Stadt jedem Studenten das notwendige Quantum Kohlen bewilligt haben. Aber wer den Bezugsschein hat, hat darum noch nicht die Kohlen selber. Möge es in Gießen nicht dahin kommen, daß (wie von anderen Universitätsstädten im vorigen Wintersemester berichtet wurde) Studenten den ganzen Tag im Bett verbringen mußten, wenn sie nicht frieren wollten. Im übrigen sorgt die Universitätsbibliothek für warme Räume. Auch die Seminare im Vorlesungsgebäude halten ihre Pforten geöffnet. Überall winken Bücher dem Fleißigen.

Dem ärgsten Kohlenmangel zu begegnen, hat die Ludoviciana heuer eine ganz revolutionäre Maßnahme getroffen. Das Wintersemester ist verlegt worden! Nicht erst gegen Ende des Oktober stiegen die Dozenten wieder aufs Katheder; pünktlich am 2. Oktober fingen die Vorlesungen an. Die Weihnachtsferien werden verkürzt, und am 2. Februar wird das Semester sein Ende finden. Bringt dann der Februar große Kälte, so brauchen Vorlesungsgebäude und Institute sich nicht (oder nur wenig) am Kohlenverbrauch zu beteiligen; und kein Student braucht in seiner Stube zu frieren (hoffentlich findet er daheim ein warmes Zimmer!). Ob die Maßregel ganz den erwarteten Erfolg haben wird? Wir rechneten auf einen schönen Oktober. Diese Hoffnung hat getäuscht. Wir mußten daher schon im Oktober heizen. Vielleicht wäre es praktischer gewesen, wie wir Gießener anfangs wollten, das Semester vom September bis Weihnachten zu halten. Aber wir mußten uns den Schwesteruniversitäten anschließen, die es anders machten. Wir tun eben, was wir können.

Was wäre sonst noch vom Leben der Universität zu berichten? Nach wie vor ist auf der Kanzlei reichliche Arbeit zu leisten. Und der Rektor hat mit der Leitung der Universitätsangelegenheiten merkwürdiger Weise nicht weniger zu tun als im Frieden. Es sind viel weniger Studenten, die jetzt immatrikuliert und exmatrikuliert werden wollen, aber von diesen wenigen hat fast jeder sein besonderes Anliegen, seine besonderen Fragen und Nöte. Das ist überhaupt für diese Kriegszeit bezeichnend, daß die gewöhnlichen Schemata nicht ausreichen. Alle möglichen neuen Lagen fordern neue Entschlüsse. Wie schwierig für manchen die Entscheidung, ob er weiter dem

Studium sich widmen kann, oder ob er in Zukunft dem Hilfsdienst gehören soll! Wie dringend für die aus dem Felde Heimgekehrten der Wunsch, möglichst rasch zum ersehnten Ziele zu kommen! Wie vielfach die Fragen nach der Unrechnung der Kriegsssemester¹⁾! Wie oft müssen jetzt die Termine, die sonst so regelmäßig innegehalten wurden, verschoben werden! Immatrikulationstermine? Ja, aber in dieser Woche ist Albiturientenexamen, und in der folgenden zieht ein Teil der soeben Geprüften den feldgrauen Rock an! Oder es kommt einer, der noch nicht immatrikuliert war, aus dem Feld nach der Heimat, um das Versäumte rasch nachzuholen. Examenstermine? Ja, aber wenn ein Examinand vom militärischen Urlaub abhängig ist? In Gießen ist man elastisch genug, um jede Rücksicht zu nehmen, die aus sachlichen Gründen genommen werden muß. Mag denn jetzt manches einen anderen Weg gehen als sonst! Mag manche Beratung, mancher Beschluß nötig werden, den sonst festgefügte Satzungen überflüssig machten! Wir tun gern, was getan werden muß, um berechtigten Wünschen der Kommilitonen entgegenzukommen, die fürs Vaterland im Felde stehen.

Bei dieser Gelegenheit sei eine Zukunftsfrage erwähnt, die in den Zeitungen viel erörtert worden ist: die Frage der „Trimestrierung“ des akademischen Jahres. Ein schauderhaftes Wort: „Trimestrierung“. Aber das sollte uns nicht stören, wenn die Sache gut wäre. Gemeint ist ja, daß einige Zeit nach dem Kriege das Jahr nicht zwei Semester, sondern drei „Trimester“ haben soll, deren jedes gleich einem Semester zu gelten habe. So könnte denn ein Studium von sechs Semestern in zwei Kalenderjahren absolviert werden. Wahrscheinlich leuchtet der Plan manchem ein: Ei des Kolumbus! Wir in Gießen haben doch schwere Bedenken. Drei Semester von der Länge der jetzigen sind ja gar nicht in ein Jahr zu pressen; also würden die Semester verkürzt werden, die Ferien fast ganz fortfallen. Was würde das für eine Hezjagd werden! Könn-

¹⁾ Eine Ordnung dieser Angelegenheit steht bevor. Eine gewisse Verkürzung der Zahl der Pflichtsemester wird — je nach dem Studium in besonderer Festsetzung — genehmigt werden. Daß nicht die ganze Kriegszeit aufs Studium angerechnet werden kann, versteht sich ja von selbst; wenn das geschähe, könnte ja mancher sein Examen machen, ohne je die Universität von innen gesehen zu haben! Aber die Zeit, die nicht aufs Studium angerechnet wird, wird wahrscheinlich den Amtsjahren zugerechnet werden. Damit wird allen Wünschen genügt sein.

ten die Nerven derer, die so lange im Schützengraben gewesen, diese Gewaltoffensive der Wissenschaft ertragen? Könnten sie die Flut von Vorlesungen, die das ganze Jahr durch auf sie einströmen würde, verarbeiten? Und ein Vorteil würde ihnen doch nicht erwachsen. Da nicht neben einander Semester und Trimester gehalten werden können, so würden auch die jungen Studenten, die gerade nach dem Krieg ihr Studium beginnen, ohne irgend etwas vom Krieg gesehen zu haben, mit gleicher Eile die Bahn durchmessen, und, da sie nie aus der Bahn geworfen waren, vielleicht gar noch die Vaterlandskämpfer überflügeln. Es wird besser sein, wenn auf andere Weise (vielleicht durch Ferienkurse) dafür gesorgt wird, daß niemand nach dem Krieg lange akademische Ferien nutzlos verbringen müsse.

Vom Leben der Universität soll ich berichten. Dazu gehört auch, daß ich es ausspreche: Die Universität lebt jetzt ganz mit dem Vaterland, ganz mit ihren Angehörigen draußen. Dozenten wie Studenten tauschen die Nachrichten unter einander aus, die vom Feld her eingeht. Was uns berichtet wird, Fröhliches wie Trauriges, wird sogleich gebucht. Jedes Einzelnen Geschick geleiten wir mit unseren Gedanken. Wir tragen innerlich mit den Flandern! Kämpfern die Last der englischen Massenangriffe; was habt Ihr dort auszuhalten gehabt, Ihr Wackeren! Wir jubeln mit den Italien-Kämpfern über den glorreichen Feldzug, der vom Isonzo ausging. Daß wir das in diesem harten Jahr 1917 noch erleben durften! Wir fühlen uns mit den in Rußland, Galizien und Rumänien Stehenden in die Beschwerlichkeiten des vierten Winterfeldzuges ein! Wir leben mit Euch, die Ihr für uns kämpft!

Ihr haltet durch; wir wollen es auch tun. Es wird auch uns nicht immer leicht. Nun schon durch sieben Semester vor zwei oder drei Hörern lesen: das ist auch ein Kriegsdienst. Er ist doch noch leichter als der Eure. Die alma mater Ludoviciana hält tapfer durch. Und sie hofft, während sie still ihre Schuldigkeit tut. Sie hofft auf den Tag, da Ihr wieder ihre Räume füllt. Sie hofft auf den Tag, da Ihr wieder der Wissenschaft gehören werdet. Gebe Gott, daß der Tag bald komme!

Martin Schian.

Die Strategie des Weltkriegs.

Die Weltgeschichte kennt zwei grundsätzlich verschiedene Erscheinungsformen des Krieges, die in verschiedenen Epochen einander ablösen. In der neueren Geschichte treten sie einander in den Kriegen des 19. Jahrhunderts (Zeitalter Napoleons und Moltkes) und des 17. und 18. Jahrhunderts (Zeitalter Ludwigs XIV. und Friedrichs des Großen) gegenüber. Außerlich springt sogleich die verschiedene Dauer der Kriege in die Augen: der längste Krieg Napoleons, der zweite Koalitionskrieg (1799—1801) — wenn man vom ersten Revolutionskriege, der zum Teil noch in die vorhergehende Epoche gehört und vom spanischen, der eine Nebenaktion ist, abzieht —, hat weniger als zwei Jahre gedauert und war überdies noch durch wiederholte Waffenruhen unterbrochen; in der vorhergehenden Periode waren Kriege von doppelter und dreifacher Dauer die Regel. Ebenso verschieden war die Intensität der Kriegsführung: die jüngere Periode zeigt eine große Menge Schlachten, die ältere hat trotz der längeren Dauer der Kriege viel weniger große taktische Entscheidungen, ja im polnischen und bayerischen Erbfolgekriege fehlen sie überhaupt, und die meisten, wie der Siebenjährige und Spanische Erbfolgekrieg, zeigen Jahre ohne taktische Zusammenstöße von Bedeutung. Nicht minder markant ist die Verschiedenheit der Größe des Kriegsschauplatzes: in den Feldzügen Napoleons und Moltkes dringen die Truppen trotz der kürzeren Zeit in gewaltiger Schnelligkeit tief ins feindliche Land ein und besetzen mächtige Räume, der Krieg rollt von Berlin bis vor Wien oder bis Paris und Orleans, von Paris bis Wien, Königsberg, Moskau und Madrid. Die Heere Ludwigs und Friedrichs schlagen sich gewöhnlich in den Grenzprovinzen, oft dreht sich ihr Kampf jahrelang um einige Landschaften oder Festungen. Stürmische Verfolgungen, wie nach den Schlachten von Jena und Belle Alliance finden wir da nicht, nur vorsichtiges Nachrücken auf kurze Strecken; es ist selten, daß einmal eine ganze Provinz nach einem Siege in Besitz genommen wird. Häufig sehen wir die Heere kürzere oder längere Zeit einander gegenüberstehen, keins wagt das andere anzugreifen, weil die Stellungen zu fest sind, beide suchen sich durch allerlei Künste zum Verlassen ihrer Stellung zu bewegen, bisweilen mit Erfolg, nicht selten muß die eine Partei das erfolg-

lose Warten aufgeben und einen mehr oder weniger verlustreichen Abmarsch antreten. In den Kriegen des 19. Jahrhunderts sucht man solche Episoden vergebens; keine Stellung ist so fest und so ausgedehnt, daß sie weder direkt angegriffen, noch umgangen werden könnte. Sind die Schlachten der jüngeren Periode zahlreicher, so sind sie dafür weniger blutig als die älteren: das 17. Jahrhundert muß gewöhnlich den 5. bis 10. Teil der Truppen an Toten und Verwundeten opfern, das 18. noch bedeutend mehr, im 19. sind Verluste bis zwanzig vom Hundert selten, weit geringere dagegen die Regel. Endlich kennt die ältere kriegerische Form längere regelmäßige Unterbrechungen der Feindseligkeiten durch Winterquartiere, im 19. Jahrhundert geht der Feldzug Sommer und Winter mit gleicher Energie weiter. Alle diese Momente bewirken, daß die Schlussscheidung auf ganz verschiedene Weise herbeigeführt wird: Napoleon und Moltke zertrümmern in schnellen gewaltigen Schlägen die Streitkräfte des Gegners und brechen hierdurch seinen Willen; Ludwig und Friedrich erschöpfen allmählich die feindlichen Mittel: wer den längsten Atem behält, hat den Krieg gewonnen.

Die Ursachen dieser verschiedenartigen Kriegsführung liegen in der Verschiedenheit der allgemeinen Zustände. Nur in einer ganz flüchtigen Skizze seien sie angedeutet. Die Heere des 16. und 17. Jahrhunderts sind kleiner als die späteren, sie tirailieren nicht und requirieren nicht. Die verschiedene numerische Stärke erklärt sich aus der politischen Verfassung der Staaten. In den Staaten der älteren Epoche hatte jeder Stand seine besonderen gesetzlich fixierten Rechte und Pflichten, so daß es nicht möglich war, die Wehr- und Steuerkraft völlig auszunutzen; seit der französischen Revolution waren die ständischen Sonderrechte beseitigt oder gemildert, die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und die finanzielle Leistung der Untertanen bedeutend gesteigert worden. Diese beiden Neuerungen ermöglichten, wie sogleich einleuchtet, die Aufstellung größerer Heere als früher, aber auch die Qualität der Truppen war grundverschieden: seit dem 19. Jahrhundert bestehen die Heere aus Landeskindern, vorher waren sie zum großen Teile aus fremden Söldnern zusammengesetzt. Die neue Zusammensetzung ergab eine neue Moral: die Söldner waren vielfach mit List und Gewalt eingestellt, also unzuverlässig und suchten wieder zu entlaufen, oder sie hatten den Soldatenberuf ergriffen, um eine Versorgung zu haben, und standen der Sache, für die sie fechten sollten, innerlich kühl gegenüber. Nicht selten übertraf die Zahl der Deser-

teure die der blutigen Verluste. Die neuen Armeen dagegen kämpften durchweg mit innerer Hingabe und litten nicht unter dem Fluche der Desertion. Zudem war der Ersatz in der jüngeren Periode viel leichter, da man aus dem ungeheuren Reservoir des ganzen Volkes schöpfen konnte, in der älteren war es schwierig, im Kriege neue Söldner von außen zu gewinnen.

Wegen der Gefahr des Ausreißens war es notwendig, die Mannschaften unter beständiger Aufsicht zu halten; folglich mußte man auf Tiraillieren und Requirieren, das die Aufsicht erschwerte oder gar unmöglich machte, verzichten. Man mußte also die Truppen aus Magazinen ernähren, wodurch die Beweglichkeit eingeschränkt wurde, und im Gefecht ausschließlich in geschlossenen Formationen auftreten lassen: Mann an Mann, in drei bis sechs Gliedern (Linear-taktik) marschieren die Bataillone ins Feuer. Hieraus schon erklärt sich zur Genüge die Verschiedenheit der Kriegsführung: mit den kleinen, schwerfälligen und schwer zu ersetzenden Heeren konnte man weder große Strecken besetzen, noch in immer wiederholten großen Schlachten die Entscheidung suchen: mehrere Schlachten kurz hintereinander hätten die Armee bald verbraucht, zumal infolge der eigentümlichen Taktik die Verluste, wie erwähnt, hoch waren und der Sieg nicht weniger als die Niederlage kostete. Im 19. Jahrhundert waren die Verluste geringer und der Ersatz leichter. Überdies waren die Siege weniger entscheidend und bewirkten nur unter äußerst günstigen Umständen die Vernichtung der geschlagenen Armee, denn eine rasche Verfolgung, die einseitige Fortsetzung der Schlacht nach Clausewitz' Wort war nur ausnahmsweise möglich. Nach dem Siege mußte man vielmehr schleunigst die durch die Schlacht gelockerten Verbände wieder ordnen, damit die Verwirrung nicht das Desertieren begünstige, und diese Pause konnte der Besiegte benutzen, sich in eine gesicherte Stellung zurückzuziehen. Im 19. Jahrhundert fiel diese Rücksicht für den Sieger fort und außerdem war gewöhnlich nicht das gesamte Heer direkt am Kampfe beteiligt, so daß sofort unberührte Truppen die Verfolgung antreten konnten, im 17. und 18. dagegen konnte nur höchst selten ein Teil außer Feuer bleiben. Auch daß die starren Linien, die beim Anmarsch ein vortreffliches Ziel boten, wenig geeignet waren, feste Stellungen anzugreifen, ist ohne weiteres verständlich. Aus alledem ist erklärlich, daß größere Schlachten meist nur im Anfang des Krieges geschlagen wurden, so lange die Armeen vollzählig und trefflich ausgebildet waren; da sie aber den Krieg nicht entschieden,

so entschloß man sich bei verminderter Zahl und Qualität der Truppen immer schwerer zum Schlagen, und so scheinen die Kriege schließlich einzuschlafen; selbst die gewaltigsten Kriege der Epoche, der Siebenjährige und Spanische Erbfolgekrieg zeigen in ihren letzten Jahren keine größeren Kämpfe mehr. Auch die Winterruhe ergab sich aus den geschilderten Verhältnissen: die regelmäßige Verpflegung aus den Magazinen war bei den damaligen Verkehrsmöglichkeiten im Winter allein im festen Quartier erreichbar. So ist die Strategie vor 200 Jahren eine ganz andere als vor 100 Jahren: sie erstrebt keine schnelle Zerstörung der feindlichen Hilfsquellen, sondern eine allmähliche: durch Gefechte, Abschneiden von Zufuhren, Wegnahme von Städten, Landschaften und Magazinen u. dergl. sucht sie dem Feinde, unter geschickter Schonung der eigenen Kräfte, soviel Schaden zuzufügen, daß er schließlich den Kampf aufgibt. Nicht ein großer Schlag, sondern viele kleine: Pfennig auf Pfennig häufen, bis schließlich ein Taler daraus wird, sagte Friedrich der Große.

Zu welcher Kategorie soll man nun das gewaltige Drama, das sich vor unseren Augen abspielt, rechnen? Ohne Zweifel berührt es sich mit beiden in vielen Punkten. Das riesige Menschenaufgebot, die ungeheure Ausdehnung des Kriegsschauplatzes, die gewaltige Zahl der Schlachten, deren Ergebnisse zum Teil alles bisher Bekannte weit übertroffen haben, weisen auf die Epoche Moltkes und Napoleons hin, nur ist die Gewalt mächtig gesteigert. Die lange Dauer des Krieges dagegen teilt der Weltkrieg mit der älteren Periode, ebenso die große Ausdehnung des Stellungskrieges, die Besetzung riesiger Schanzen- und Grabenlinien, die dem Feinde den Eintritt in ganze Länder verwehren sollen. Aber auch hier gibt es einen Unterschied. Vor 200 Jahren mißlang in der Regel der Versuch, meilenlange Stellungen zu behaupten, weil die verteidigende Truppe zu schwach war, alle Stellungen wirksam zu besetzen und einen Durchbruch wie eine Umgehung zu verhüten; heute sind die Armeen so groß, daß sie Linien von Hunderten von Kilometern ausreichend besetzen können. Und gerade durch die große Ausdehnung erhöht sich die Aussicht, sichere Flankenlehnen zu gewinnen, sei es das Meer, sei es ein neutrales Land. Die moderne Technik dient sowohl dem Angriff wie der Verteidigung solcher Stellungen. Wenn die Wirksamkeit der Artillerie und der übrigen Zerstörungsmittel ungeheuer gesteigert ist, so auch die Kunst des Schanzens, und vor allem ermöglicht die vergrößerte Beweglichkeit der Truppen infolge der Verbesserung der

Verkehrsmittel, schwachen Punkten schleunigst Reserven zuzuführen. Man kann daher weder von einer Überlegenheit des Angriffs noch der Verteidigung sprechen; wie die Durchbrüche im Osten und am Isonzo, das Standhalten der Deutschen im Westen und der Österreicher am Isonzo zeigen, spielen Führung und Qualität der Truppen wie stets die Hauptrolle.

Und wie soll man die Schlacht im Gesamtrahmen der Strategie bewerten? Ist sie wie unter Napoleon und Moltke das weitaus wichtigste, fast einzige Kriegsmittel oder sind ihr die oben erwähnten ebenbürtig wie vor 200 Jahren? Kann die Schlacht oder besser eine Kette von Schlachten den feindlichen Willen brechen oder wird es auf eine langsame Erschöpfung wie im Siebenjährigen Kriege hinaus kommen? Sicher ist, daß heute ein Sieg nicht in demselben Maße wie im 19. Jahrhundert unter den Streitkräften des Geschlagenen aufräumen kann, und daß die Einzelentscheidung also von geringerer Bedeutung für den Endzweck ist; aber das liegt nicht wie unter Friedrich dem Großen an der inneren Unvollkommenheit des Heeres, die eine Ausnutzung des Sieges nicht gestattet, sondern an der größeren Menge der Kriegsmittel, die viel stärkere Verluste ertragen kann. Ein Sieg mit 100 000 Gefangenen in den ersten Wochen des Krieges hätte vor 100 Jahren den Krieg entschieden und vor 50 wenigstens der einen Partei einen nicht wieder einzuholenden Vorsprung verschafft: heute können solche Einbußen verschmerzt werden. Die Steigerung der Schlagkraft ist also durch Vermehrung der Kampfmittel wettgemacht worden, wodurch eine Verlängerung des Krieges erzwungen wird.

Soll man also in der Strategie Hindenburgs eine neue Form der Napoleonischen oder der Fridericianischen sehen? Ich möchte diese Frage heute, wo das letzte Wort des Krieges noch nicht gesprochen ist und so viele intime Dinge, wie namentlich die blutigen Verluste, noch unbekannt sind, nicht beantworten; ich wollte nur den kämpfenden Kommilitonen, denen ein Vergleich ihres Krieges mit den früheren so nahe liegt, einige Winke geben, welche historische Größen Form und Intensität der Kriege bestimmt haben und noch bestimmen.

Gustav Roloff.

Geographie und Weltpolitik.

Unter den vielen Schlagworten, mit denen die heutige Presse aller Länder arbeitet, nimmt neben Militarismus, Imperialismus, Demokratie, Freiheit der Meere, Mitteleuropa auch das Wort Weltpolitik eine hervorragende Stelle ein. In Deutschland ist es heimisch geworden, seitdem wir eine Kolonialpolitik treiben; ganz von selbst wurde erkannt, daß Kolonialpolitik Weltpolitik voraussetzt. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß ein großer Teil des deutschen Volkes in den letzten drei Jahrzehnten mit der Kolonialpolitik auch die Weltpolitik ablehnte und darunter ein großes Luftschloß verstand, das ihm von einer Anzahl unklarer Schwärmer für übertriebene nationale Ideale vorgespiegelt werde.

Nun hätte der Krieg diesen Kreisen wohl für die Notwendigkeit einer Kolonialpolitik, also auch Weltpolitik ein größeres Verständnis bringen sollen, da wir täglich am eigenen Leibe erfahren, welche einschneidenden Schäden und Entbehrungen uns die Absperrung von den Rohstoffen auferlegt, die nicht in den Gebieten des Vierbundes erzeugt werden können. Dennoch hält auch jetzt noch ein Teil unseres Volkes daran fest, die Aufgabe der deutschen Politik in der Betätigung innerhalb Europas zu sehen. Die Schuld an dieser Rückständigkeit liegt an der ungenügenden politischen, geographischen und historischen Schulung unseres Volkes. In den Schulen werden die Schüler z. B. über die für Deutschland gewiß große Bedeutung des Siebenjährigen Krieges ausführlich unterrichtet, aber von seiner Wichtigkeit für die Weltpolitik und der Tatsache, daß während desselben der Grund für das Überwiegen der englischen Seemacht über alle übrigen gelegt wurde, erfahren sie meist nichts. In der Presse ist heute fast nur von Belgien, Nordfrankreich (besser wohl Ostfrankreich), von Polen, Kurland und den Balkanstaaten die Rede, außerdem aber besonders von inneren Fragen, wie Wahlrecht, Verfassungsreform, Parlamentarisierung, aber so gut wie nie von der ungeheuren Bedeutung des Verlustes unserer Kolonien, von der Gefahr der Monopolisierung des Indischen Ozeans durch England, von der Zukunftswichtigkeit des Großen Ozeans für uns. Auch unsere amtlichen Stellen, welchem Regierungszweige sie auch angehören mögen, lassen

es an der Aufklärung des Volkes durch die Presse, die doch sonst für wichtige Zwecke von ihnen reichlich mit Stoff versehen wird, in dieser Hinsicht durchaus fehlen.

Es ist auch wohl nicht zu viel behauptet, daß ein großer Teil derer, die mit dem Worte Weltpolitik arbeiten, sich keine genügende Rechenschaft darüber gibt, was es bedeutet, sondern es gedankenlos nachschreibt oder nachspricht. Nun kann man den Begriff Weltpolitik ebenso wie einige andere oben genannte, z. B. Freiheit der Meere, Mitteleuropa, Imperialismus, nicht ohne eine gründliche geographische und historische Schulung verstehen. Daher ist es die Aufgabe des Geographen, auf Grund seiner Fachkenntnisse in der politischen Geographie diesen Begriff zu erklären. Eine solche kurze Untersuchung soll hier versucht werden.

Was ist Weltpolitik? Man bezeichnet damit die Betätigung eines Volkes in einer Politik, welche die ganze Erde in den Kreis ihrer Aufgaben zieht. Denn wir haben uns gewöhnt, unter dem Worte „Welt“ unsere kleine Erde zu verstehen und reden, von Weltgeschichte, obwohl wir damit meist nur die Geschichte der europäischen Völker meinen, von Welthandel und Weltverkehr, wobei wir an die Handels- und Verkehrsbeziehungen aller Völker untereinander denken, und von Weltmächten, zu denen auch das Deutsche Reich seit seinem Eintritt in die Reihe der Kolonialmächte gehöre. Weltpolitik umfaßt aber nicht nur die Erörterung der politischen Wechselwirkungen der Staaten auf- und gegeneinander, sondern auch die richtige Leitung der wirtschaftlichen Wechselbeziehungen zwischen ihnen.

Um eine klarere Vorstellung von Weltpolitik zu erhalten, als diese Begriffsbestimmung erlaubt, führe ich einige Beispiele aus der Geschichte an und frage: Wer hat Weltpolitik getrieben und wer treibt sie zur Zeit noch? Die Antwort lautet: nur ganz wenige Völker im Laufe der Geschichte. Im Altertum nur die Römer. Sie allein hatten ein Weltreich im Sinne der damaligen Begrenzung des Gesichtskreises, der natürlich nicht die ganze Erde umspannen konnte. Allenfalls kann noch von einem persischen Weltreich gesprochen werden; dagegen haben die Phöniker und Griechen kein Weltreich besessen, sondern nur Welthandel getrieben, und auch das Reich Alexanders des Großen kann nicht in Betracht kommen, da es nur wenige Jahre bestand. Im Mittelalter sind nur die

Araber und ganz gegen sein Ende die Mongolen und Türken anzuführen; Karl der Große hatte kein Weltreich, auch keiner der Hohenstaufen. In der Neuzeit mußte sich der Begriff Weltreich naturgemäß erweitern. Er trifft daher nur auf weiträumige Staaten mit großem Kolonialbesitz zu und ist an die Seegeltung geknüpft; an die Stelle eines kleinen engräumigen Gesichtskreises tritt die Umspannung der ganzen Erde vermittelt der Beherrschung der Meere. Nun beginnt die Zeit der großen Weltpolitik. Zuerst, im 16. Jahrhundert, wurde sie ausgeübt von den Portugiesen und den Spaniern, von denen die ersteren den Indischen Ozean, die letzteren den Atlantischen beherrschten. Im 17. Jahrhundert traten an die Stelle der Portugiesen die Niederländer, im 18. kamen England und Frankreich mehr und mehr empor, drängten zunächst Spanien zurück und kämpften dann um die Herrschaft; das Ende des Jahrhunderts sah schon die Niederlage Frankreichs gegenüber England. Im 19. Jahrhundert schied Spanien ganz aus, England wurde die Beherrscherin der Weltpolitik und ist es auch heute noch. Aber gegen Ende des Jahrhunderts traten vier neue Bewerber in die Weltpolitik ein, das Deutsche Reich, Rußland, Japan und die Vereinigten Staaten. Über das Ergebnis ihres Wettbewerbs wird der zu erwartende Friede entscheiden und damit auch über die Vormächte der Weltpolitik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Aus dem eben Gesagten ergibt sich z. E. schon die Antwort auf die weitere Frage: Wo ist der Schauplatz der Weltpolitik?, eine Frage, die uns zu den engsten Beziehungen zwischen Weltpolitik und Geographie führt. Der Sitz der Weltpolitik sind zu allen Zeiten die Meere gewesen und mit ihnen die Küsten. Dasjenige Volk, welches das Meer beherrschte, übte auch die Herrschaft über die von ihren Küsten landeinwärts sich erstreckenden Länder. Denn um die Beherrschung der Meere handelt es sich bei der Weltpolitik, nicht um die Freiheit der Meere. Im Altertum war das Mittelmeer der Schauplatz der Weltpolitik: Ägypter, Phöniker, Griechen, Römer, Karthager befuhren es zu Handelszwecken, aber beherrscht wurde es nur durch die Römer und auch erst dann, als sie den Wettbewerb der Karthager gebrochen hatten; erst seitdem das Wort Catos: Karthago sei zu zerstören, in Erfüllung gegangen war vermochten die Römer Flotten und Heere im Bereiche des Mittelmeeres nach ihrem Belieben bald hierhin bald dorthin zu schieben und alle Länder um das Mittelmeer zu unterwerfen.

Im Mittelalter gab es drei Meere, deren Beherrschung für die Machtstellung der umliegenden Reiche den Ausschlag gab. Im Mittelmeer gelangte nach vielen Wechselfällen und Kämpfen zwischen den Oströmern, den Arabern, den Normannen und den italienischen Seestädten kein Volk zur vollen Herrschaft. Nur den Osten beherrschten etwa dreihundert Jahre lang die Venetianer, aber sie erlagen ganz am Ausgange des Mittelalters den Türken, jedoch erst nachdem diese neben ihrem Landheer eine Flotte gegründet hatten. In der Ost- und Nordsee haben unsere Vorfahren in Gestalt der Hanse zwei Jahrhunderte lang die Herrschaft über die benachbarten Staaten ausgeübt. Im Südosten beherrschten die Araber das Rote Meer, das persische Meer und den Indischen Ozean südwärts bis nach Mozambik, ostwärts bis zu den Malayischen Inseln.

Darin lag auch der Grund, weshalb nach der großen Erweiterung des räumlichen Wissens von der Erdoberfläche um das Jahr 1500 die Neuzeit nicht mit der Vorherrschaft des Atlantischen, sondern der des Indischen Ozeans begann, indem die Portugiesen die arabische Seeherrschaft auf ihm vernichteten, zumal da die von den Westeuropäern gesuchten Schätze Indiens an seinen Küsten und denen des ihm benachbarten Malayischen Mittelmeeres lagen. Nach kurzer Zeit aber wurde der Atlantische Ozean das Hauptfeld der Weltpolitik, da die von den Spaniern in Amerika erworbenen Länder eine leichtere und ausgiebigere Ausbeutung boten. Dreihundert Jahre lang hat der Atlantische Ozean seitdem die Weltpolitik beherrscht. Auf ihm spielten sich die schweren Kämpfe zwischen den Weltmächten der Neuzeit ab. Auf ihm bewegten sich die spanischen Silberflotten nach Europa, auf ihm zogen die Einwanderer in den neuen Kontinent, mit ihnen die Erzeugnisse der europäischen Kultur, gegen welche die neuen Rohstoffe Amerikas eingetauscht wurden.

Während des 19. Jahrhunderts vollzog sich wiederum ein Umschwung, voraussichtlich der letzte mögliche. Wir stehen auf dem Punkte des Zurücktretens des Atlantischen Ozeans aus der Vorherrschaft und des Übergangs seiner Rolle an den Großen Ozean. Hervorgerufen wurde dieser Umschwung durch das Hinauswachsen der britischen Kolonien von Nordamerika nach den Gestaden des Großen Ozeans und der gleichzeitigen Ausbreitung Rußlands nach seinen westlichen Ufern. Dadurch wurde ein dritter Staat aus seinem bisherigen Schlummer geweckt, Japan, das nun, gestützt auf die Tüchtigkeit seiner Bewohner und günstige geographische Bedingungen sowie

vermitteltst einer äußerst geschickten Politik, im Laufe eines halben Jahrhunderts zu einer der Großmächte der Erde geworden ist. Um dieselbe Zeit trat auch das Deutsche Reich in die Reihe der Großmächte ein und sicherte sich Plätze an den sonnigen Gestaden des Atlantischen, des Indischen und, was für seine Zukunft das wichtigste sein wird, auch des Großen Ozeans. So ist mit einem Schlage der Große Ozean in die Mitte der Weltpolitik geschoben, was nur durch zwei Tatsachen, das Erwachen Ostasiens und die Erbauung des Panamakanals, gekennzeichnet werden mag.

Durch dieses Drängen der Völker nach der Umrandung des Großen Ozeans wurde nun auch der Indische Ozean wieder in den Vordergrund der Weltpolitik gerückt, da er das Zwischenglied zur Erreichung des Großen Ozeans von Europa aus bildet. In richtiger Erkenntnis dieser Sachlage wurde schon vor 50 Jahren mit französischen Mitteln der Suezkanal gebaut und die Erwerbung der Hauptmasse seiner Aktien durch England vollzogen. Heute tritt diese Bedeutung des Indischen Ozeans mit unübertrefflicher Klarheit hervor, da sich die Entscheidung über Sieg oder Niederlage in dem gegenwärtigen Kriege in erster Linie zwar um Belgien, in zweiter aber um die Uferländer des Roten Meeres und des Persischen Meeres drehen muß. Gelingt es nicht, den Engländern diese wieder zu entreißen, so ist uns der Weg nach dem Osten in ähnlicher Weise versperrt, wie Ende des 15. Jahrhunderts durch die Türken; und wie auf dieses Ereignis der Rückgang der großen süddeutschen Handelsstädte Augsburg, Ulm, Nürnberg folgte, so wird diesmal die genannte Sperrung einen ähnlichen Ruin der gesamten deutschen Wirtschaft einleiten.

Leider verbietet mir die Geringfügigkeit des mir zugemessenen Raumes diese Untersuchung weiter fortzusetzen. Sie sollte noch zeigen, wie Weltpolitik gemacht wird, mit welchen Mitteln und von welchen großen politischen Gesichtspunkten aus. Vielleicht veranlassen aber die vorstehenden kurzen Ausführungen meine Leser, selbst einmal darüber nachzudenken. Denn unsere Studierenden werden die Träger der künftigen Weltpolitik unseres Volkes sein. Mögen sie sich dessen schon heute bewußt werden!

Wilhelm Sievers.



Wilson's Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Deutschen Reiches.

Der plumpe Versuch des Präsidenten Wilson, das deutsche Volk von seiner Regierung zu trennen, löste in allen Volksteilen ein berechtigtes Gefühl der Entrüstung aus. In zahllosen Rundgebungen und zuletzt in den mannhaften Erklärungen des Reichstagspräsidenten und des bayrischen Ministerpräsidenten wurde zum Ausdruck gebracht, daß die Neuordnung der inneren Verhältnisse in Deutschland unsere eigene Aufgabe darstellt, in die sich dritte Staaten nicht einzumengen haben. Daß ein Volk, das das Bewußtsein in sich trägt, einem selbständigen Staatswesen anzugehören, sich gegen solche Einmischung verwahrt, noch dazu, wenn sie von einem feindlichen Staate ausgeht, ist selbstverständlich. Es scheint aber, daß den Rundgebungen gegen die Note Wilsons auch oft die Meinung zugrunde liegt, daß die Note einen völkerrechtswidrigen Schritt enthalte. Offenbar wird der völkerrechtliche Grundsatz, daß ein Staat sich nicht in innere Angelegenheiten anderer Staaten einmischen soll, für so feststehend gehalten, daß manche glauben, er gelte auch unter Staaten, die sich miteinander im Kriegszustande befinden. In Wirklichkeit wird jener völkerrechtliche Grundsatz, soweit er überhaupt Geltung besitzt, während eines Krieges aufgehoben. Es ist auch nicht einzusehen, warum ein

Kriegführender vor den inneren Angelegenheiten des gegnerischen Staates Halt machen soll; es entspricht vielmehr dem Gebot der Selbsterhaltung, daß der Kriegführende sich nicht nur die Fehler des Gegners in Kriegführung und Diplomatie, sondern auch die Schwächen seiner inneren Politik zunutze zu machen sucht.

Von jeher wurden von kriegführenden Staaten Selbstständigkeitsbestrebungen unzufriedener Nationalitäten und Volksteile in den gegnerischen Staaten gefördert. So auch im gegenwärtigen Kriege: einerseits unterstützt die Entente die Machenschaften des Häufleins französischfreundlicher Elsaß-Lothringer, die gegen den Bestand der österreich-ungarischen Monarchie gerichteten Bestrebungen des serbisch gesinnten Teiles der Südslaven, der Ruthenen in Ostgalizien, der Rumänen in Siebenbürgen, der irredentistischen Südtiroler, wie auch die separatistischen Wünsche der Armenier und der Araber im türkischen Reiche; anderseits finden bei uns die Versuche der Inder, Ägypter, Buren und Irländer, sich aus dem Rahmen des britischen Reiches loszulösen, und die Unabhängigkeitsbestrebungen der Finnländer und Ukrainer volles Verständnis, und wenn auch diesen Völkern bis jetzt noch keine materielle Hilfe geleistet werden konnte, so hat das deutsche Reich doch die Gelegenheit wahrgenommen, Blamen, Polen und Litauern eine über die Aufgaben einer bloßen Okkupationsverwaltung weit hinausgehende Förderung ihrer Selbstständigkeitsbestrebungen zu teil werden zu lassen in der ausgesprochenen Absicht, die diesen Völkern gewährten nationalen Rechte, wie die vlämische Universität in Gent, die Sonderverwaltung der vlämischen Landesteile, und den polnischen Staat den Krieg überdauern zu lassen.

Aber nicht nur Sonderbestrebungen von Nationalitäten, auch sonstigen inneren Bewegungen pflegen die Kriegführenden nicht teilnahmslos gegenüberzustehen. Parteibildungen, die an der Zersetzung des Staates arbeiten oder Nachgiebigkeit gegenüber den Forderungen des Feindes predigen, können immer auf Unterstützung beim gegnerischen Staate zählen. In der Ententepresse kehrt häufig die Behauptung wieder, an den Unruhen in Petersburg trügen deutsche Wühlereien die Schuld; wir wissen nicht, ob dem so ist, aber wir brauchen nicht zu erröten, wenn an diesen Behauptungen etwas Wahres wäre.

Man darf indes nicht glauben, daß nur solche Parteien vom Gegner begünstigt werden, die zersetzend auf das Staatswesen einwirken. Natürlich hat der Kriegführende vor allem ein Interesse,

den gegnerischen Staat durch Parteizwistigkeiten und Unruhen zu schwächen, aber es würde dem Kriegführenden kaum zum Vorteil reichen, wenn der gegnerische Staat, ohne vollkommen überwunden werden zu können, in völlige Anarchie verfiel. Um Frieden schließen zu können, muß man mit solchen Persönlichkeiten verhandeln können, die vom gegnerischen Volke als Staatsorgane anerkannt sind. Darum begünstigte Bismarck nach dem Sturze Napoleons III. die Festigung der französischen Republik. Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch Deutschland und seine Verbündeten irgend eine Partei, gleichgültig welche, in Rußland unterstützen werden, damit diese die Zügel der Regierung fest in die Hand bekommt und so die Möglichkeit gewinnt, im Namen des russischen Staates Frieden zu schließen.

Es muß mithin als eine der Aufgaben der Kriegführung betrachtet werden, auch die innere Politik des Gegners zu beeinflussen. Insofern erscheint der ungeschickte Versuch Wilsons, Zwietracht zwischen dem deutschen Volk und seiner Regierung zu säen, verständlich. Er wird aber noch begreiflicher, wenn man berücksichtigt, daß die Vereinigten Staaten auch in Friedenszeiten den Grundsatz der Nichtintervention nicht zur unbedingten Richtschnur ihrer auswärtigen Politik nahmen. Wir betrachten es heute als einen Leitsatz des Völkerrechts, daß bei der Pflege der Beziehungen zu andern Staaten die inneren Verhältnisse dieser Staaten, wie Staatsform und Regierungsform, außer Betracht bleiben. Dieser Leitsatz mußte sich in Europa, dessen innere Einrichtungen ein so mannigfaltiges Bild bieten, herausbilden, wenn anders die europäischen Staaten mit einander in Frieden leben wollten. Aber die Geschichte beweist, daß der Leitsatz der Nichteinmischung früher keine Geltung besaß: zur Zeit der großen Revolution verbanden sich die europäischen Monarchien gegen die junge französische Republik, und diese ihrerseits suchte freiheitliche Einrichtungen benachbarten Staaten gewaltsam aufzudrängen. Und nach der Niederwerfung Napoleons I., dessen Absetzung wiederum eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs bedeutete, hielt die heilige Allianz, eine Gemeinbürgschaft reaktionärer Monarchien, im Namen des Legitimitätsprinzips anderthalb Jahrzehnte hindurch jede Volksbewegung in den europäischen Staaten in Schach.

Eben an diese freiheitsfeindliche Politik der heiligen Allianz knüpft die Richtung der amerikanischen Politik an, die sich in ihren Ausstrahlungen noch heute geltend macht. Im Jahre 1820 hatte eine Militärrevolte den König Ferdinand VII. von Spanien gezwungen,

die Verfassung von 1812 wiederherzustellen. Auf dem Kongreß von Verona im Herbst 1822 beschlossen die europäischen Mächte, den Absolutismus in Spanien wieder einzuführen, und Frankreich wurde mit der gewaltsamen Durchführung dieser Aufgabe betraut. Als einzige Großmacht hielt sich England von dieser Einmischung in die spanischen Angelegenheiten zurück und legte feierlich Verwahrung gegen die Vernichtung der freiheitlichen Einrichtungen Spaniens ein.

Auch in der Frage der spanischen Kolonien schlug Großbritannien eine andere Richtung ein, als die übrigen Großmächte. Während der napoleonischen Kriege hatten die spanischen Kolonien in Süd- und Mittelamerika begonnen, sich vom Mutterland loszulösen. Die spanische Regierung machte nach der Restauration vergebliche Anstrengungen zur Wiederherstellung der spanischen Staatsgewalt. Als nun auf dem Kongreß zu Verona die Wiedereinführung des Absolutismus in Spanien beschlossen wurde, tauchte naturgemäß die Frage auf, ob nicht auch im ehemals spanischen Amerika der frühere Zustand von den europäischen Mächten mit Waffengewalt wiederhergestellt werden sollte.

Wieder war es Großbritannien, das dieser Intervention seine Zustimmung versagte: es ließ auf dem Kongreß erklären, daß es die tatsächlich bestehenden Regierungen der abgefallenen spanischen Kolonien als kriegführende Mächte betrachte und zu weiterer Anerkennung der einen oder andern Regierung werde schreiten müssen. Die übrigen vier Großmächte waren von Englands Sonderpolitik peinlich überrascht, aber sie begnügten sich mit entrüsteten Erklärungen gegen die Anerkennung von Regierungen, „deren Dasein nur auf Revolte und Anarchie“ beruhte.¹⁾ Immerhin hielt der englische Minister Canning die Lage für drohend genug, daß er bei den Vereinigten Staaten wegen Abschlusses eines Bündnisses sondierte.²⁾ Die Regierung der Vereinigten Staaten ging zwar auf ein solches nicht ein, aber Präsident Monroe nutzte diesen Augenblick, indem er am 2. Dezember 1823 die berühmte, nach ihm benannte Botschaft an den Kongreß richtete. Darin wurde mit aller Deutlichkeit ausgesprochen, daß ein Versuch der europäischen Mächte, ihr System auf den ame-

¹⁾ Alfred Stern, *Geschichte Europas von 1815 — 1830*, 2. Aufl., 2. Bd., Stuttgart 1913, S. 308 u. Richard Charmah, *Geschichte der auswärtigen Politik Österreichs im 19. Jahrhundert*, Erster Teil, Leipzig 1912, S. 99.

²⁾ Hermann Duden, *Historisch-politische Aufsätze und Reden*, I. Bd., München 1914, *Amerika und die großen Mächte*, eine Studie über die Epochen des amerikanischen Imperialismus, S. 60.

rikanischen Erdteil auszudehnen, als Gefahr für die Sicherheit der Vereinigten Staaten betrachtet werde, und daß irgendwelche Schritte, die von den Vereinigten Staaten anerkannten Republiken in Abhängigkeit von europäischen Staaten zu bringen, als unfreundliche Handlung gegen die Vereinigten Staaten beurteilt werden müßten. Wie um den europäischen Staaten eine Gegenleistung zu bieten, erklärte die Botschaft, daß eine Einmischung in rein europäische Angelegenheiten der amerikanischen Politik nicht entspreche.

Man hat vielfach in dieser sogen. Monroedoktrin eine „besonders kräftige Betonung des Nichtinterventionsprinzips“ gefunden¹⁾. Zu Unrecht. Zunächst einmal bedeutete die Sperrung eines ganzen Kontinents für die Kolonisationstätigkeit der europäischen Mächte selbst nichts anderes als eine Intervention, zwar nicht in die innere, aber doch in die äußere Politik dritter Staaten. Dies kam z. B. deutlich darin zum Ausdruck, daß die Vereinigten Staaten jeweils Einspruch erhoben, wenn ein europäischer Staat seine amerikanischen Kolonien an eine andere europäische Macht abzutreten sich anschickte.²⁾ Sodann muß hervorgehoben werden, daß die Vereinigten Staaten in der Monroedoktrin nur die Enthaltung von Einmischung in europäische Angelegenheiten aussprachen, für amerikanische Fragen dagegen das Nichtinterventionsprinzip nicht anerkannt haben; sie haben denn auch im Laufe des 19. Jahrhunderts öfter sich in die auswärtige Politik und innere Angelegenheiten amerikanischer Staaten eingemischt — man denke nur an Mexiko —, und sich bei manchen, wie Cuba und Panama, das Interventionsrecht ausdrücklich vorbehalten. Endlich darf nicht verkannt werden, daß die Monroedoktrin zugleich einen Akt zur Verteidigung republikanisch-demokratischer Einrichtungen darstellt: die Doktrin wurde erlassen zum Schutz sowohl der Vereinigten Staaten selbst wie auch der eben sich bildenden süd- und mittelamerikanischen Republiken gegen die von der heiligen Allianz drohende Rückführung der Kolonien unter das Joch monarchisch-absolutistischer Staaten. Die Monroedoktrin bedeutet also nicht nur die Aufstellung eines Prinzips der auswärtigen Politik, sondern zugleich das Bekenntnis, Grundsätze der inneren Politik zur Richtschnur für die aus-

¹⁾ z. B. Lißt, Das Völkerrecht, 10. Aufl. 1915, S. 69.

²⁾ Herbert Kraus, Die Monroedoktrin in ihren Beziehungen zur amerikanischen Diplomatie und zum Völkerrecht. Berlin 1913, S. 131 f., Botschaft des Präsidenten Grant von 1869: „Diese Dependenz können nicht länger von einer europäischen Macht an eine andre übertragen werden.“

wärtige Politik zu nehmen, eine Verknüpfung, die dem damaligen Zeitgeist völlig entsprach, wie die Politik der heiligen Allianz beweist.

Die feindselige Haltung, die die Vereinigten Staaten gegenüber dem von Napoleon III. eingesetzten mexikanischen Kaisertum einnahmen, war nicht nur in der Gefahr begründet, daß Mexico in Abhängigkeit eines europäischen Staates zu geraten drohte; vielmehr war die amerikanische Politik zugleich bedingt durch ihre Gegnerschaft gegen die als Bedrohung der amerikanischen Staatseinrichtungen betrachtete europäische Staatsform, die Monarchie. Dieser Grundgedanke der amerikanischen auswärtigen Politik trat freilich nicht immer sehr deutlich hervor, einerseits, weil das mexikanische Abenteuer vereinzelt blieb, und so die Vereinigten Staaten keine Gelegenheit fanden, gegen Neueinrichtung von Monarchien vorzugehen, andererseits, weil die Vereinigten Staaten sich gegenüber Umwälzungen in Europa wenigstens eine gewisse Zurückhaltung auferlegten.

Man darf aber nicht übersehen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten aus ihrer Vorliebe für demokratisch-republikanische Einrichtungen kein Hehl machte: Revolutionäre Bewegungen wurden begünstigt¹⁾ und neuerrichtete Republiken ohne Zögern anerkannt. Wenige Tage nach der Pariser Februarrevolution im Jahre 1848 beglückwünschte der amerikanische Botschafter die provisorische Regierung zur Proklamation der Republik. Ebenso rasch vollzog sich die Anerkennung der französischen Republik im Jahre 1870: am 4. September wurde die Absetzung Napoleons ausgesprochen, und schon am 7. September überbrachte der amerikanische Botschafter, seiner Instruktion gemäß, „die Glückwünsche des Präsidenten und des Volkes der Vereinigten Staaten zu der erfolgreichen Errichtung einer republikanischen Regierung“. Der gleiche Hergang wiederholte sich im Jahre 1873, als König Amadeo in Spanien abdankte und der spanische Kongreß die republikanische Staatsform annahm²⁾. Dagegen hatten es die Vereinigten Staaten weit weniger eilig, wenn es sich um Anerkennung des umgekehrten Vorganges, der Umwandlung einer Republik in eine Monarchie, handelte: Nachdem Napoleon als Präsident der französischen Republik durch seinen Staatsstreich vom 2. Dezember

¹⁾ Kraus, a. a. O., S. 315 ff.: Im Jahre 1849 wurde die Anerkennung Ungarns als selbständigen Staates angebahnt; Kossuth, der Leiter der ungarischen Revolution, fand Schutz und ehrenvolle Aufnahme in d. Vereinigten Staaten.

²⁾ Moore, A digest of the international law of the United States taken from documents issued by presidents and secretaries of state . . . 1906.

1851 den Übergang zur Monarchie vorbereitet hatte, brach der amerikanische Botschafter zunächst den Verkehr zu dem Prinzpräsidenten ab; erst, als die Plebiszite am 20. und 21. Dezember eine glänzende Mehrheit für Napoleon ergaben, tauchte der Botschafter beim Neujahrsempfang wieder auf¹⁾.

Dieser, demokratisch-republikanische Neuerungen bevorzugenden Politik sind die Vereinigten Staaten bis zum heutigen Tage treu geblieben: es ist doch wohl kein Zufall, daß die Republik China von den Vereinigten Staaten schon im Mai 1913, von Deutschland, Rußland und Österreich-Ungarn aber erst im Oktober desselben Jahres anerkannt wurde. Wir dürfen übrigens den Vereinigten Staaten aus dieser unverhüllten Einseitigkeit ihrer auswärtigen Politik keinen Vorwurf machen, denn in der deutschen auswärtigen Politik verrät sich umgekehrt gelegentlich unsere Vorliebe für monarchische Institutionen. Haben die Mittelmächte, als sie sich zur Anerkennung der Selbständigkeit Polens entschlossen, den Polen etwa die Wahl der Staatsform überlassen? Nein, es wurde einfach die Bildung eines „Königreichs“ Polen verkündigt.

Im Grunde genommen ist auch die Note Wilsons nichts anderes als ein neuer Beweis dafür, welchen Einfluß die amerikanische Regierung innerpolitischen Grundsätzen auf die auswärtige Politik einräumt. Wilson glaubt jedenfalls, ganz in den Bahnen der amerikanischen Überlieferung zu wandeln, gehörten doch die beiden Staaten, die er hauptsächlich bekämpft, Preußen und Österreich, zur heiligen Allianz, gegen die sich seinerzeit die Monroedoktrin richtete, und sind doch diese beiden Staaten die einzigen Staaten der ehemaligen heiligen Allianz, in denen monarchische Staatseinrichtungen mit überwiegender Gewalt des Fürsten sich erhalten haben.

Freilich war es übertrieben, wollte man die Teilnahme der Vereinigten Staaten am Kriege allein aus dieser demokratischen Grundrichtung ihrer auswärtigen Politik ableiten. Von wirtschaftlichen Ursachen — den Interessen der Industrie und der Hochfinanz — ganz abgesehen, spielt offenkundig die Gleichgewichtspolitik bei der Stellungnahme Amerikas eine Rolle. Aber neben diesen realpolitischen Gesichtspunkten wirken doch auch — *sit venia verbo* — ideale Ziele auf die Politik der Vereinigten Staaten ein: namentlich die Absicht, die Organisation des Friedens und die Verbreitung der demokratischen Staatseinrich-

¹⁾ Wilhelm Laufer, Geschichte Spaniens von dem Sturz Isabellas bis zur Thronbesteigung Alfonsos. Leipzig 1877, Bd. II, S. 73.

tungen zu fördern. Diese beiden Ziele sind in der Denkweise unserer amerikanischen Gegner eng mit einander verknüpft; sie sind in dem Glauben befangen, daß monarchische Einrichtungen den Ausbruch von Kriegen begünstigen. Leider müssen wir zugeben, daß die Haltung, die die deutsche Regierung auf den beiden Haager Friedenskonferenzen in der Frage der Schiedsgerichtsbarkeit einnahm, dieses Vorurteil nähren konnte. Und gerade zu den Vereinigten Staaten, die als Vorkämpfer des Schiedsgerichtsgrundsatzes auftraten, geriet Deutschland durch seine Haltung in scharfen Gegensatz. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß die Hartnäckigkeit, mit der sich Deutschland auf der zweiten Friedenskonferenz der Einführung des Prinzips der obligatorischen Schiedssprechung widersetzte, zu heftigen Zusammenstößen zwischen dem deutschen Vertreter v. Marschall und dem Vertreter der Vereinigten Staaten, Choate, führte¹⁾. Die aus diesen geschichtlichen Vorgängen fließende Verquickung des demokratischen mit dem Weltfriedensgedanken erklärt es auch, warum Präsident Wilson das aggressive Moment seiner demokratischen Politik nicht zum Bewußtsein kommt.

Die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten war ursprünglich eine wesentlich defensive. Die Monroedoktrin wurde verkündigt, weil die Wiederunterwerfung der spanischen Kolonien unter die Gewalt ihres Mutterlandes zu ähnlichen Versuchen gegenüber den Vereinigten Staaten führen konnte und somit die Existenz des jungen Freistaats bedroht erschien. Aber in der Monroedoktrin lag, ihren Urhebern unbewußt, der Keim zu einer Angriffspolitik enthalten. Immer mehr entwickelten sich diese Reime und führten zu einer imperialistischen Politik, die zunächst nur auf amerikanischem Boden, dann in Asien sich betätigte, bis sie schließlich nach Europa übergriff. An Stelle des Prinzips der Verteidigung, der Isolierung von den europäischen Staaten, der Nichteinmischung in ihre Angelegenheiten ist der Grundsatz des Angriffs, der Verbindung mit europäischen Staaten, der Einmischung in ihre innere Politik getreten.

Selbstverständlich kann die Antwort auf die Note Wilsons nur in ihrer schärfsten Zurückweisung bestehen. Ein Einfluß auf unsere innere Politik darf ihr nicht eingeräumt werden, weder in antreibendem noch in hemmendem Sinne. Ratschläge des Gegners verdienen immer, mit gesundem Mißtrauen aufgenommen zu werden. Es ist

¹⁾ Alfred Fried, Die zweite Haager Konferenz, Leipzig 1907, S. 89 f.

möglich, daß Wilson in gutem Glauben demokratische Staatswesen für die bestregierten hält und daß er unser Volk der Segnungen solcher Einrichtungen teilhaftig werden lassen möchte; aber sicher ist, daß er auch die Schwächung unseres Staates beabsichtigt, und er ist sich wohl darüber klar, daß eine allzu weitgehende Demokratisierung die Verteidigungskraft Deutschlands herabzusetzen vermag. Daher wird es uns niemals in den Sinn kommen, unsere Staatseinrichtungen einfach nach dem von Wilson empfohlenen Rezept zu ändern.

Auf der andern Seite aber würden wir einen großen Fehler begehen, wollten wir in unsern Bestrebungen, unser Staatswesen auf breitere Grundlage zu stellen, innehalten, deswegen, weil die beabsichtigten Neuerungen in der von Wilson angegebenen Richtung liegen, und wir uns nicht dem Verdacht schwächlicher Nachgiebigkeit aussetzen wollen. Vielleicht wäre nichts unsern Begnern erwünschter, als wenn wir die Demokratisierung unseres Staatswesens einstellten. Nein, unser Weg soll ausschließlich durch die Interessen unseres Volkes bestimmt werden; vorurteilslos können wir dabei auch Einrichtungen feindlicher Staaten nachbilden, soweit dies der Entwicklung unseres Staates förderlich erscheint, wird doch auch auf die Anwendung eines Kriegsmittels nicht deshalb verzichtet, weil die Erfindung vom Gegner stammt. Es wird natürlich nicht ausbleiben, daß unsere Gegner solche Reformen als ein Zeichen der Schwäche auslegen, genau wie sie es als Eingeständnis nachlassender Widerstandskraft bezeichnen, daß in der deutschen Antwort an den Papst dem Gedanken der Abrüstung und der obligatorischen Schiedssprechung näher getreten wird.

Aber dies darf uns nicht irre machen. Denn in solchen Presseäußerungen liegt doch auch viel Ärger verborgen darüber, daß durch die veränderte Haltung der deutschen Regierung in der Frage der Organisation des Friedens und durch die Demokratisierung unseres Staatswesens die Ausnützung der platten Schlagworte von der Rückständigkeit deutscher Staatseinrichtungen und der Friedensfeindlichkeit der deutschen Monarchie immer unmöglicher gemacht wird, und daß so die Kriegslosung der Entente täglich mehr an Zugkraft verliert. Man merkt es ja schon der Note Wilsons an, wie schwer es ihm fällt, an seine eigenen Worte zu glauben, sagt er doch, es sei nicht seine Aufgabe, nachzuprüfen, wie das deutsche Volk unter die Herrschaft einer solchen Macht kam und sich mit Wohlgefallen der Herrschaft aller ihrer Ziele unterwarf. Wilson

möge die Antwort auf diese Frage in seinem eigenen Buche über den Staat lesen: „Militärischer Despotismus ist jetzt notgedrungenmaßen eine vorübergehende Erscheinung. Nur solche Monarchen, die geschätzt werden, weil sie ihren Untertanen zu dienen suchen, sind längere Zeit ihres Thrones sicher. Monarchien bestehen nur durch die Zustimmung des Volkes“. ¹⁾ Je mehr nun unsere Politik sich in der Richtung der Demokratisierung bewegt, um so deutlicher tritt hervor, daß unsere Monarchie vom Volkswillen getragen wird. Aber daß diese Politik nicht auf fremden Druck hin verfolgt wird, kann nicht genug betont werden. Darum muß gegen den anmaßenden und selbstgefälligen Schritt Wilsons, mag er auch in der Überlieferung der Vereinigten Staaten eine teilweise Erklärung finden und mag er auch nicht als völkerrechtswidrig erscheinen, Einspruch erhoben werden, nicht nur im Namen unseres Volkes, sondern auch im Namen der Unabhängigkeit Europas, dessen Staaten leider zumeist in finanzielle und politische Abhängigkeit von Amerika und Asien geraten sind.

¹⁾ Woodrow Wilson, *The State*, London 1899, S. 586: „Military despotism is now seen to be necessarily ephemeral. Only monarchs who are revered as seeking to serve their subjects are any longer safe upon their thrones. Monarchies exist only by democratic consent“.

Hans Smelin.

Hoffnung.

„Wir heißen Euch hoffen“.

Selten nur, und immer nur für ganz kurze Zeiten, lebt der Mensch der Gegenwart allein. Hold mögen uns jene Feierstunden erscheinen, die verführerischen Boten der Vergessenheit und Sorglosigkeit, die uns einladen, ganz einzutauchen und aufzugehen im Glück des Augenblicks. Wir weisen sie nach kurzem Gruß immer wieder von uns. Zu des Menschen Größe und Adel, aber auch zu seiner herben Not gehört es, nach einer zeitlichen Ewigkeit sich zu strecken. Alle Vergangenheit, die längst begrabene, die nimmer wiederkehrt, suchen wir festzuhalten, als lebte sie noch. Über ihren Gräbern webt die Trauer ihr dunkles Gespinnst; aus diesen selben Gräbern steigt immerfort das Erbe der Menschheit auf und ruft zu neuem Leben und Schaffen. Dies Schaffen gehört der Zukunft. Ihr darum gehören mit unserem ganzen Streben wir selber an. Aber in dies verdeckte Land leitet auch kraftvollstes Handeln nur ein verfeindetes Geschwisterpaar: Sorge und Hoffnung. Vergeblich suchen wir uns einzureden, daß es doch nur törichte Fantasiegebilde sind, die der Nacht ihre Sterne, dem Tag seine Wolken nehmen wollen. Als Menschen leben wir nimmer ohne die beiden. Nur das ist die Frage, wie es gelingen mag, lichter Hoffnung den Sieg zu erkämpfen über graue Sorge.

Nicht wie jene seltenen Feierstunden sieht uns die Gegenwart heute an. Aber das Recht scheint sie zu haben, all unsere Kraft und mit ihr all unsere Gedanken allein für sich zu fordern. So ungeheuer ist dies Weltgeschick, das unser Vaterland bedroht, daß Alles zurücktritt hinter diesem Einen, wie wir uns seiner erwehren und nur jetzt, für diesen Tag heute, halten, was wir haben, und bewahren, was man uns zerstören will. Und doch gibt es dies Heute nicht ohne das Gestern, aus dem es hervorging, und nicht ohne das Morgen, dem es entgegeneilt. Auch in höchstgesteigertem Leben, das alle Nerven auf die Pflicht des Tages spannt, können wir es nicht lassen, nach jenen Doppelfernen der Zeit auszuschaun, die alle Gegenwart rätselhaft umklammert halten. Aber gesteigert wie das

Leben selber, wird auch die Sorge sich in dieser Zeit erheben: wird auch die Hoffnung Raum finden in ihr?

Um unsere Geschichte ringen wir. Soll sie, wie die Feinde wollen, vergeblich geschehen sein? Umsonst all diese Fülle von Not, Schmerz, Leid, die die Jahrhunderte deutscher Geschichte kennzeichnen? Umsonst all das Aufgebot von Tapferkeit und Treue, von großen und guten Gedanken, das sie erfüllt? Nachdem endlich in letzten Jahrzehnten ein scheinbar leichterer, hellerer Tag den Deutschen erschienen war, sollen wir wieder zurückfallen in alte Kimmerniß und Not? Auf Ideen spielen die Feinde den Kampf hinaus; um Ideen des Rechts, der Freiheit, des Völkerfriedens sind sie, wie sie sagen, zu bluten bereit. Sie ahnen nicht, welche Erinnerungen und welche Sehnsucht sie mit ihrem Lügengerede in uns wecken. Denn freilich um unseren Staat handelt es sich heute. Dieser Staat der Gegenwart aber umschließt in sich die ganze deutsche Vergangenheit. Und welche Stellung nehmen in dieser die Ideen ein! Wie stehen unter ihnen diejenigen ganz zurück, die für die Wirklichkeit des Staates die bezeichnendsten sind! Zu gering vielleicht haben wir Deutsche von der Erde Besitz und Gut, von möglicher Machtstellung im Kreise der Völker gedacht. Zu spät vielleicht haben wir uns auf die gesammelte Kraft besonnen, die im Staat einem Volk die befriedigende Gewähr seines Lebens bietet. Nun wir ihn endlich haben, denken wir doch nicht, in der neuen Burg des alten deutschen Hausgeräths uns zu entledigen. Wir meinen vielmehr, daß dieser Staat von heute sich auf eine geistige Vergangenheit ohne Gleichen gründet, daß sein innerster Wert gerade auf diesem geistigen Erbe ruht. Wenn wir um deutsche Geschichte ringen, ringen wir um diese ganze Vergangenheit, um allen Reichtum, der aus ihr dem Staat der Gegenwart zugeflossen ist. Gerade das macht die Notwehr dieses Krieges uns zu unerbittlicher Pflicht. Der Bettler, der nichts zu verlieren hat, mag sorglos zusehen, wie das Feuer das Strohdach ergreift, unter dem er schlief. Wer heiliges Gut im Väter-ererbten Hause geborgen weiß, den weckt die Sorge, wenn Gefahr ihm droht.

Sorge gewiß begleitet den harten Kampf der Gegenwart. Nach deutscher Zukunft schauen wir sorgend aus. Aber ich meine doch, wenn wir in dieser Gegenwart um das Erbe der Vergangenheit kämpfen, dann ist uns, als ob alle Glieder dieser Vergangenheit wieder mit uns um die Gegenwart kämpfen. Und mit ihnen steigt aus den Gräbern die Hoffnung auf. Übermacht der Feinde — sie haben

sie gekannt, wie wir sie kennen lernen. Und man sage uns nicht, unvergleichlich mit Allem, was zuvor war, sei diese Macht und Übermacht heute. Ich denke: unvergleichlich ist auch unsere eigene Rüstung, unvergleichlich die Einigkeit deutscher Stämme, die wir erleben: das ganze Deutschland, wie Arndt es nur ahnte, wir mit Händen greifen; in dieser Einheit der Wille zum Staat, nach dem sich die Besten sehnten, den wir unser nennen; in diesem Staat die wuchtige Kraft der Waffen, die die Großen uns geschmiedet, mit denen wir schlagen dürfen. Wir sollten nicht hoffen? — Aber unser Wirtschaftsleben — kann es diese unerhörte Belastung ertragen? Zuversichtlich reden von ihm die, die seine Triebfedern kennen und das geheime Gewebe der Kräfte in ihm überschauen. Wir anderen, wenn wir laienhaften Sinnes nach ihm fragen, müssen uns anders zu helfen suchen. Und wir können es. Arm, wenn wir an die beiden westlichen Gegner denken, ist unser Land und Volk durch Jahrhunderte gewesen: hat die Armut ihm geschadet? ist nicht in all der Not, die ihre ständige Begleiterin war, deutscher Fleiß, deutsches Pflichtbewußtsein wie auf fruchtbarstem Boden gewachsen? Wir ertragen die drängende Not der Zeit auch heute wieder, wir werden sie ertragen auch in kommenden Jahren. Dann werden wir stolz unser Geschlecht den Geschlechtern der Vergangenheit anreihen. Wir wollen und wir werden, auch so, ihrer würdig werden. Und die Hoffnung trägt uns auch über diese Sorge hinaus. — Aber ist es des Blutes nicht zuviel, das geflossen ist und noch weiter fließt? Wir zumal an deutschen Hochschulen spüren die furchtbare Last dieser Frage. Unsere Hörsäle verödet — wie werden sie sich wieder füllen? Wie viel beste Kräfte, die der Wissenschaft für immer entzogen wurden! Wie viel treue Arbeit, die sich auf ihr Lebenswerk im Volksganzen rüstete, die unersezt und unerseßlich dahin ist! Aus der Überfülle, die uns zuvor manchmal leise erschreckte, ist eine Leere geworden, vor der uns schauern will. Aber darin doch sind wir wieder einig, daß wir um dieß Blut nicht klagen und trauern, das so willig, so freudig gegeben wurde: von dem, das aus unseren Reihen geflossen ist, wissen wir, daß es so war. Und dann wollen wir dennoch mit den Opfern zu rechnen anfangen? Nur sorgend nach dem Ersatz ausschauen, den wir noch nicht sehen? Wem dieß Blut heilig ist und bleibt, der muß ihm den trostigen Glauben entnehmen, daß es Segen wirken muß, bis in ferne Zeiten hin. Er fragt nicht, wie das möglich sei. Er glaubt und hofft. Und Hoffen wird ihm stärker als alle Sorge. —

Aber freilich ein neues Geschlecht muß es sein, das diese Zukunft bauen soll. Wir wollen, wenn wir von einem neuen reden, dies neue der Zukunft nicht mit dem alten der Vergangenheit vor dem Kriege vergleichen. Wer wagt noch Steine auf die Jugend zu werfen, die die Last und die Schrecken dieses Krieges zu tragen, den tausendfachen Tod dieses Krieges zu sterben mußte! Voll Ehrfurcht gedenken wir des Geschlechts, das mit dieser Gegenwart seine geschichtliche Leistung ohne Gleichen vollbracht und vollendet hat. Nichts von Vergleichen! Ein neues Geschlecht, weil neue, unerhörte Aufgaben seiner warten. Weil auf ihm die Last liegen wird, die unsagbare Treue im kleinen zu üben, die der Neubau fordern wird, ihm es wird abverlangt werden, noch ungedachte Gedanken zu denken, ohne die die Neuordnung sich nicht wird durchführen lassen, ihm die Liebe zur Alltagspflicht werden wird, die die Wunden allein wird heilen können, die auf Jahrzehnte hinaus offen stehen werden. Sollen wir um dies neue Geschlecht sorgen? Es steht draußen an allen Fronten, es arbeitet daheim in allen Winkeln. Und Gott wird mit ihm sein.

„Wir heißen euch hoffen“.

Samuel Eß.

Inhalt.

Weihnachtsgrüße:	Seite
P. Gisevius, Rektor der Landes-Universität	3
G. Krüger, Dekan der Theologischen Fakultät	4—5
W. Mittermaier, i. V. des Dekans der Juristischen Fakultät	5—7
E. Spitz, Dekan der Medizinischen Fakultät	8—10
W. Pfeiffer, Dekan der Veterinärmedizinischen Fakultät	11
F. Engel, Dekan der Philosophischen Fakultät	12—14

W. König: Sind wir vereint zur guten Stunde. Nachdenkliches über ein altes Studentenlied	15—17
M. Schian: Die Ludoviciana im Jahre 1917	18—23
G. Roloff: Die Strategie des Weltkriegs	24—28
W. Sievers: Geographie und Weltpolitik	29—33
H. Smelin: Wilsons Einnischung in die inneren Angelegenheiten des Deutschen Reiches	34—43
S. Eck: Hoffnung	44—47

Die Zeichnungen sind von Professor Otto Abbelohde.

e

5

7

10

14

17

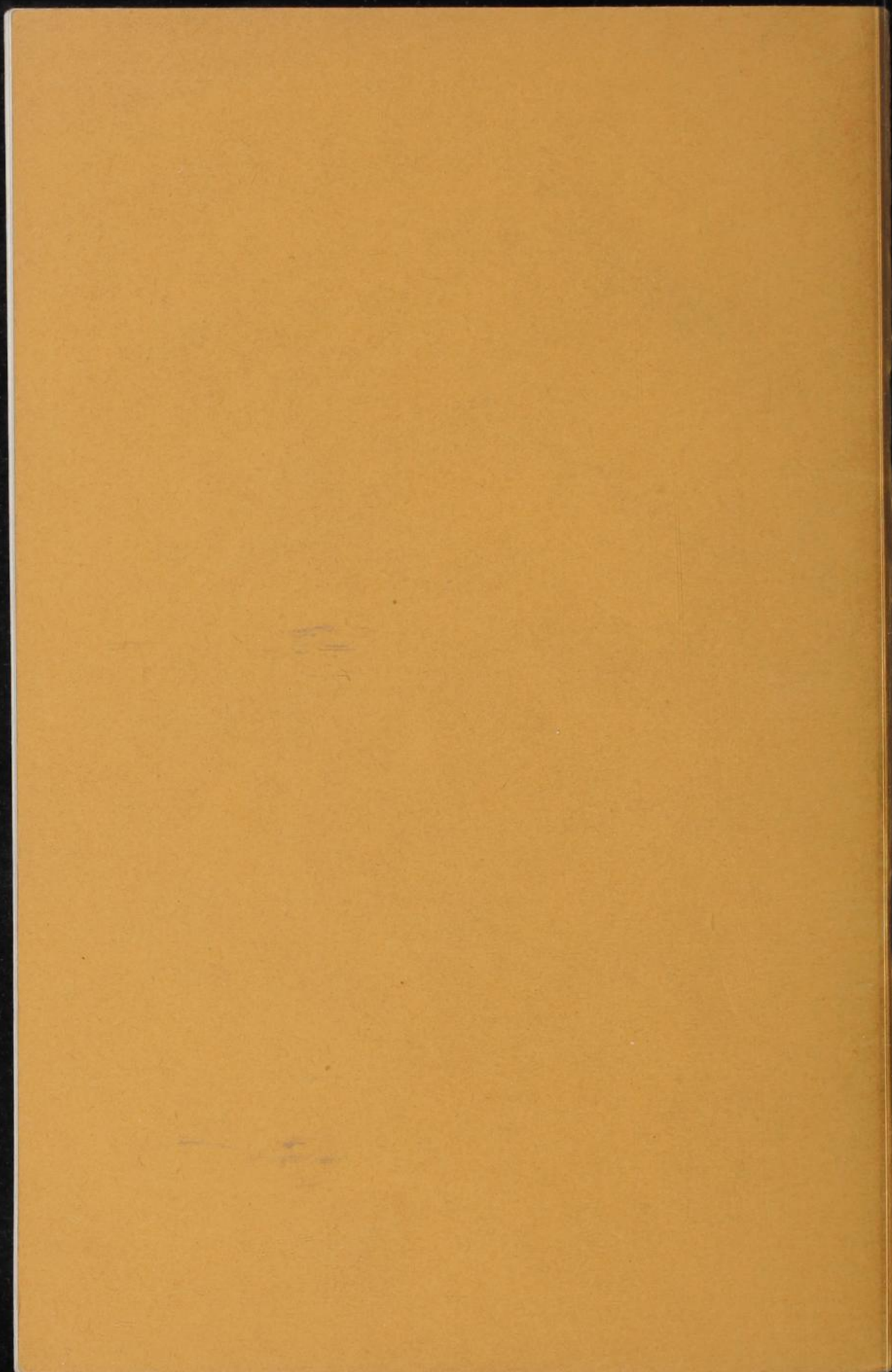
23

28

33

43

47



18